

Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte

Herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut Paris

(Institut historique allemand)

Band 51 (2024)

Frank Rexroth

Gab es ein richtiges Leben im schönen? Hermann Heimpel erinnert sich an seine

Straßburger Jahre 1941–1944

DOI: 10.11588/fr.2024.1.113913

Rechtshinweis

Bitte beachten Sie, dass das Digitalisat urheberrechtlich geschützt ist. Erlaubt ist aber das Lesen, das Ausdrucken des Textes, das Herunterladen, das Speichern der Daten auf einem eigenen Datenträger soweit die vorgenannten Handlungen ausschließlich zu privaten und nicht-kommerziellen Zwecken erfolgen. Eine darüber hinausgehende unerlaubte Verwendung, Reproduktion oder Weitergabe einzelner Inhalte oder Bilder können sowohl zivil- als auch strafrechtlich verfolgt werden.

FRANK REXROTH

GAB ES EIN RICHTIGES LEBEN IM SCHÖNEN?

Hermann Heimpel erinnert sich an seine Straßburger Jahre 1941–1944

I.

Das historische Wissen über die nationalsozialistische Reichsuniversität Straßburg (RUS) ist in den letzten Jahren entscheidend vertieft worden¹. Heute besteht ein Konsens darüber, dass die Hochschule einen exponierten Platz in der nationalsozialistischen Wissenschafts- und Volkstumspolitik einnahm. Keineswegs ging es in ihrem Inneren um »reine Wissenschaft«, und keineswegs wurde an ihr »mitten im Krieg ein [...] Raum der Freiheit« bewahrt, wie ehemalige deutsche Angehörige lange Zeit behaupteten². Vielmehr erachteten die Zeitgenossen – und eben auch die eigenen

1 Frank-Rutger HAUSMANN, Hans Bender (1907–1991) und das »Institut für Psychologie und Klinische Psychologie« an der Reichsuniversität Straßburg 1941–1944, Würzburg 2006 (Grenzüberschreitungen, 4); Catherine MAURER (Hg.), Une université nazie sur le sol français. Nouvelles recherches sur la »Reichsuniversität« de Strasbourg (1941–1944), Saint Étienne 2011 (Revue d'Allemagne, 43/3); Rainer MÖHLER, Die Reichsuniversität Straßburg 1940–1944. Eine nationalsozialistische Musteruniversität zwischen Wissenschaft, Volkstumspolitik und Verbrechen, Stuttgart 2020 (Veröffentlichungen der Kommission für Geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Reihe B: Forschungen, 227); Christian BONA, Florian SCHMALTZ, Paul WEINDLING, La Faculté de Médecine de la Reichsuniversität Straßburg et l'Hôpital civil sous l'annexion de fait nationale-socialiste 1940–1945, Straßburg 2022. In Deutschland weckte das Buch eines Journalisten die Aufmerksamkeit auf die Straßburger Verbrechen: Hans-Joachim LANG, Die Namen der Nummern. Wie es gelang, die 86 Opfer eines NS-Verbrechens zu identifizieren, Hamburg 2004. Dazu und überhaupt zum Beitrag nicht-professioneller Historikerinnen und Historiker zur Aufklärung der Straßburger Verbrechen, insbesondere des 1997 gegründeten Cercle Menachem Taffel, Rainer MÖHLER, Zweierlei Erinnerung an einem »Historischen Ort«. Das bedrückende Erbe der »Reichsuniversität Straßburg« und die »Université de Strasbourg« 1945 bis heute, in: Joachim BAUER u. a. (Hg.), Ambivalente Orte der Erinnerung an deutschen Hochschulen, Stuttgart 2016 (Quellen und Beiträge zur Geschichte der Universität Jena, 13), S. 255–280.

Frühere Fassungen dieses Textes habe ich zur Diskussion gestellt am Deutschen Historischen Institut in Paris und in Tübinger, Bielefelder und Göttinger Forschungskolloquien. Dr. Christian Heimpel (Falkau) danke ich für seine Gastfreundschaft und das Gespräch, das ich am 7. Juli 2018 mit ihm führen konnte. Für Hinweise, Lektüren und Kritik danke ich Friedemann Brauer (Vancouver), Catherine Maurer (Strasbourg), Reinhart Meier-Kalkus und Peter Schöttler (beide Berlin), Folker Reichert (Heidelberg) sowie meinen Göttinger Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern sowie Hilfskräften. Im Folgenden verwende ich die Abkürzung NLHH für den Nachlass Hermann Heimpel: Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek, Cod. Ms. H. Heimpel.

2 Mitgeteilt von Günther Franz 29.11.1969, NLHH E1: 405. Der ehemals naturwissenschaftliche Dekan Georg Niemeier sandte im Februar 1946 seinen Straßburger Ex-Kollegen ein sechsseitiges Memorandum mit Argumenten für den angeblichen Straßburger Primat der Wissenschaftlichkeit. Offenbar hielt er eine entsprechende Sprachregelung für wichtig. Helmut HEIBER, Universität

Professoren – diese Hochschule als eine »im Raum verankerte Kampfuniversität«³, die die Überlegenheit deutscher gegenüber westeuropäischer Wissenschaft beweisen und darüber hinaus dazu beitragen sollte, das Elsass von allem »Welschen« und »Zwitterhaften« zu befreien⁴. Und dies war nicht nur der Vorsatz der politischen Führung, sondern durchaus auch der wissenschaftlichen Leitung der Universität⁵. Mehr noch: An der RUS wurde gemordet, vor allem, aber nicht nur von dem Anatom August Hirt. Er und weitere Mediziner führten an Häftlingen des Konzentrationslagers Natzweiler Experimente mit Senfgas und Phosgen durch⁶. Im Juli 1943 wurden die Angehörigen einer studentischen Widerstandsgruppe zum Tode verurteilt und hingerichtet, »sogenannte intellektuelle Elemente, die glaubten, ihr deutsches Volkstum verleugnen und dem Reich in den Rücken fallen zu dürfen«, wie es in dem damaligen Bericht der »Straßburger Neuesten Nachrichten« hieß⁷.

Alle diese Tatsachen sind heute unbestritten, so dass sich die Beschäftigung mit der RUS Feldern zuwenden kann, die diesen Kenntnisstand vertiefen. Die Frage danach, wie sich ihre ehemaligen Angehörigen seit 1945 an ihre Straßburger Tätigkeit erinnerten, ist schon thematisiert worden⁸. Völlig zutreffend ist Rainer Möhlers Einschätzung, dass die meisten ehemaligen RUS-Professoren, die sich hierzu überhaupt geäußert haben, ihren Straßburger Lebensabschnitt als ein Idyll geschildert haben, eine Phase, die angeblich bestimmt war von der Schönheit der Stadt und des Elsass, von einer Atmosphäre im Grunde politikferner Kameradschaft, einer Kameradschaft, die fakultätsübergreifend alle aneinander gebunden und durchaus auch Elsässer mit eingebunden habe, realisiert in Freizeitunternehmungen und unvergesslichen »Dozentenlagern«⁹.

unterm Hakenkreuz, Teil 2: Die Kapitulation der Hohen Schulen. Das Jahr 1933 und seine Themen, Bd. 1, München u. a. 1992, S. 227.

- 3 So Reinhard Heydrich im April 1942 an Heinrich Himmler, zit. bei *ibid.*, S. 241 mit Nachweis S. 610 Anm. 754. Vgl. mit ähnlichen Äußerungen Peter SCHÖTTLER, Die historische »Westforschung« zwischen »Abwehrkampf« und territorialer Offensive, in: DERS. (Hg.), *Geschichtsschreibung als Legitimationswissenschaft 1918–1945*, Frankfurt a. M. 1997, S. 204–261, S. 213 f. mit S. 243 Anm. 65.
- 4 So der badische Gauleiter und Chef der elsässischen Zivilverwaltung Robert Wagner, zit. bei Lothar KETTENACKER, *Nationalsozialistische Volkstumspolitik im Elsaß*, Stuttgart 1973 (Studien zur Zeitgeschichte), S. 73 f.
- 5 Vgl. Anrichs zwanzigseitiges Exposé von 23.5.1941, paraphrasiert bei HEIBER, *Universität* (wie Anm. 2), S. 235–242.
- 6 BONA, SCHMALTZ, WEINDLING, *Faculté* (wie Anm. 1), S. 261–349.
- 7 MÖHLER, *Reichsuniversität* (wie Anm. 1), S. 792–799.
- 8 *Ibid.*, S. 907–920. Allgemein Petra TERHOEVEN, Dirk SCHUMANN (Hg.), *Strategien der Selbstbehauptung. Vergangenheitspolitische Kommunikation an der Universität Göttingen (1945–1965)*, Göttingen 2021 (Veröffentlichungen des zeitgeschichtlichen Arbeitskreises Niedersachsen, 36).
- 9 Letztere in Barr und, offenbar besonders Erinnerungswürdig, zweimal im badischen Rippoldsau. MÖHLER, *Reichsuniversität* (wie Anm. 1), S. 197–200; HAUSMANN, *Bender* (wie Anm. 1), S. 75. Sie wurden als Ausdruck der »Kameradschaft« unter den Straßburger Dozenten angesehen. Zugleich signalisierten sie die Wichtigkeit der politischen Mission; siehe die Aufzählung der externen Gäste und Redner bei MÖHLER, *Reichsuniversität*, S. 197 f. Die Ehefrauen waren nicht mit eingeladen, denn als Mannbarkeitsritual fungierten nach getaner Arbeit ein sehr alkoholisches *Après* und, damit verbunden, »Bubenstreiche«, *ebd.*, S. 199 Anm. 718. Ganz so harmlos ging es dabei aber doch nicht zu. Heimpel schreibt gleich nach der Rückkehr am 30. Mai 1942 an Rudolf Stadelmann: »Ich komme eben von Rippoldsau, aus einem wohlgeordneten Lager des Dozen-

Es ist kurios, wie häufig und wie stereotyp das Straßburger Professorenleben auch nach 1945 als »schön« geschildert wurde. Dieses kleine Wort wurde derart häufig bemüht, ja geradezu inflationär, dass man meinen könnte, die Schreiber von Briefen, Grußadressen und Memoranden hätten sich zu einem veritablen »Schönschreib«-Wettbewerb verschworen. Von den Verbrechen im Namen der Wissenschaft habe man nichts gewusst, die eigene Existenz sei davon unberührt geblieben, oder allenfalls: Man sei nicht persönlich in sie involviert gewesen, doch habe man die Aktivitäten der Nationalsozialisten sorgenvoll beobachtet¹⁰. Dieser Kommentar wirkte aber vor allem nach innen, etwa im brieflichen Austausch unter den Mitgliedern des Bundes der Freunde der Reichsuniversität Straßburg, der bis 1960 weiterexistierte¹¹. Öffentliche Äußerungen zur Straßburger Professorenexistenz waren dagegen höchst selten, wohl weil sie weitere Fragen nach der Verstrickung in das NS-Regime nach sich gezogen hätten¹². Dass das akademische Milieu oder die politische Öffentlichkeit den Straßburgern eine Debatte aufgedrängt hätten, kann man ohnehin nicht behaupten. Selbst in den wissenschaftlichen Fachgemeinschaften herrschte eine Atmosphäre des peinlichen Beschweigens, so dass die wenigen Professoren, die bereits in den 1950er-Jahren über Auschwitz und deutsche Schuld sprachen, eher für Betroffenheit als für die ersehnte Lösung des NS-induzierten kollektiven Krampfes gesorgt hätten. Während politische Protagonisten des deutsch besetzten Straßburg apologetische Memoirenwerke publizierten¹³, verlegte sich die Professorenschaft der RUS aufs

tenbundes. Bei manchen Diskussionen friert man, wie unter dem Anhauch der Hölle.« Bundesarchiv Koblenz, Nl. Rudolf Stadelmann, BA N 1183.12. Zu Stadelmann mit wertvollem Briefanhang: Luise MEHMKE, Die »Pflicht« des Historikers. Rudolf Stadelmanns deutsche Geschichte zwischen 1929 und 1949, M.A.-Arbeit, Universität, Göttingen (2020). Zum Thema Volker LOSEMANN, Zur Konzeption der NS-Dozentenlager [zuerst 1980], in: Claudia DEGLAU, Patrick REINARD, Kai RUFFING (Hg.), Klio und die Nationalsozialisten. Gesammelte Schriften zur Wissenschafts- und Rezeptionsgeschichte, Wiesbaden 2017 (Philippika – Altertumskundliche Abhandlungen, 106), S. 43–59.

- 10 Die Grußadresse der Ehemaligen an ihren Ex-Rektor Karl Schmidt behauptete sogar, die RUS habe gegenwärtige Hochschulreformen bereits vorweggenommen; zit. bei MÖHLER, Reichsuniversität (wie Anm. 1), S. 187.
- 11 Dieser Verein existierte schon seit 1942, wurde aber zunächst nicht von Professoren, sondern im Wesentlichen von Bürgern badischer Städte getragen. Ernst Rudolf HUBER, Autobiographische Aufzeichnungen. Manuskript von 1999 in den Beständen der Universitätsbibliothek Freiburg, S. 117 f. Eine Edition durch Ewald Grothe und Ulf Morgenstern befindet sich in Vorbereitung; auszugsweise s. Ernst Rudolf HUBER, Straßburger Erinnerungen, in: Zeitschrift für Ideengeschichte 15/2 (2021), S. 5–13 mit Kommentar S. 14–20, in: Ewald GROTHE, Ulf MORGENSTERN (Hg.), Jenseits von Straßburg, Themenheft von Zeitschrift für Ideengeschichte 15/2 (2021), S. 5–13 mit Kommentar S. 14–20. In der Nachkriegszeit fungierte der Verein als Sammelbecken für ehemalige RUS-Professoren. MÖHLER, Reichsuniversität (wie Anm. 1), S. 894–898.
- 12 Ewald GROTHE, »Strengste Zurückhaltung und unbedingter Takt«. Der Verfassungshistoriker Ernst Rudolf Huber und die NS-Vergangenheit, in: Eva SCHUMANN (Hg.), Kontinuitäten und Zäsuren. Rechtswissenschaft und Justiz im »Dritten Reich« und in der Nachkriegszeit, Göttingen 2008, S. 327–348, S. 327: »Die direkte Konfrontation einer Person mit ihrer NS-Vergangenheit war ein Tabubruch.«
- 13 Friedrich SPIESER alias Friedrich HÜNENBURG, Tausend Brücken. Eine biographische Erzählung aus dem Schicksal eines Landes, Heilbronn 1952; Robert ERNST, Rechenschaftsbericht eines Elsässers, Berlin 1954 (Schriften gegen Diffamierung und Vorurteile, 5); Hermann BICKLER, Ein besonderes Land. Erinnerungen und Betrachtungen eines Lothringers, Lindhorst 1978. Zu ihnen KETTENACKER, Volkstumpspolitik (wie Anm. 4).

Schweigen. Zwar schrieben Ernst Anrich, der Spiritus Rector der Universität in den Reihen der Geisteswissenschaftler, der Jurist Ernst Rudolf Huber oder der Historiker Günther Franz ihre Erinnerungen an die Straßburger Zeit auf; doch diese Manuskripte waren nicht für den Druck bestimmt. Sie dienten vielmehr der Lektüre durch die Angehörigen ihrer eigenen Familien¹⁴.

Knappe und eher impressionistische Skizzen wie diejenigen Gundalena von Weizsäckers (1908–2000), der Ehefrau des Physikers Carl-Friedrich von Weizsäcker, hielten noch in den 1990er-Jahren fest an der Fiktion des Straßburger Idylls, des schönen Lebens in einem Zirkel künstlerisch interessierter Gleichgesinnter, und sprachen von der »Daseinsfreude auf dem finsternen Untergrund von Krieg und Nazismus«. Letzterer sei zwar »täglich schmerzlich präsent« gewesen und man habe sich vor ihm »schützen« müssen. Doch alles in allem blieb die Erinnerung an Straßburg »hell«. Die fünfundachtzigjährige Frau geriet noch immer ins Schwärmen, sprach über »den beinahe mediterranen Himmel, die blühenden Forsythien an der Ill, die Glyzinien an den Häuserveranden, ich höre die Nachtigallen aus der Orangerie schluchzen, und hinter und über allem steh[t] der Anblick der Münsterfassade«. Nationalsozialisten habe es »natürlich [...] gegeben, und sie waren bedrohlich oder auch nur ärgerlich und beschämend oder gar lächerlich«¹⁵.

Als ideellen Mittelpunkt ihres kulturellen Lebens erwähnen einige ehemalige Straßburger das sogenannte Künstlerhaus in der Lessingstraße (heute Rue Erckmann-Chatrian), das Domizil eines Clubs, der sich »Kameradschaft der Künstler und Kunstfreunde am Oberrhein« nannte¹⁶. Das städtische Theater spielte eine wichtige Rolle, und da die Stars der Kulturszene im Künstlerhaus ein und aus gingen, genoss man die persönliche Bekanntschaft mit diesen, etwa mit dem Chefdirigenten Hans Rosbaud oder der Pianistin Edith Picht-Axenfeld. Man organisierte kulturelle Events aller Art, Kinderkonzerte unter dem Motto »Der fröhliche Mozart«, fand sich selbst zum Streichquartett-Spielen¹⁷, zu Vogesenwanderungen und Abendgesellschaften

14 Alle drei Memoiren, die von Anrich (geschrieben 1976–1992), Franz (geschrieben 1982) und Huber (posthum zusammengestellt 1999), hat Rainer Möhler ausgewertet. Hubers Memoiren sind bereits etwas bekannter, da Familienmitglieder ihre Typoskripte der Freiburger Universitätsbibliothek übergeben haben; dazu und zur geplanten Edition vgl. Anm. 11. Weitere Ego-Dokumente Hubers im Anhang von Carl SCHMITT, Ernst Rudolf HUBER, Briefwechsel 1926–1981, hg. v. Ewald GROTHE, Berlin 2014, v. a. S. 520–576, und hier wiederum zur Straßburger Zeit S. 542–548. Fast ohne Rekurs auf Straßburg, aber mit deutlicherer Feststellung eigener, teils schichtenspezifischer Verstrickung: Carl-Friedrich VON WEIZSÄCKER, [Philosophische Selbstdarstellung], in: Ludwig J. PONGRATZ (Hg.), Philosophie in Selbstdarstellungen, Bd. 2, Hamburg 1975, S. 342–390. Es ist freilich zu bedenken, dass die Verteidigungslinie für seine Familie in Fragen von Schuld und Verstrickung in gefährlicheren Gefilden verlief, dort nämlich, wo in Nürnberg die Sichtvermerke Ernst von Weizsäckers auf Dokumenten zur Judenvernichtung präsentiert worden waren. Eckart CONZE, Norbert FREI, Peter HAYES, Das Amt und die Vergangenheit. Deutsche Diplomaten im Dritten Reich und in der Bundesrepublik, München 2010, S. 412–435.

15 Gundalena VON WEIZSÄCKER, Damals in Straßburg, in: Gerold BECKER, Jürgen ZIMMER (Hg.), Lust und Last der Aufklärung. Ein Buch zum 80. Geburtstag von Hellmut Becker, Weinheim 1993, S. 119–124, die Zitate S. 123 f.

16 HUBER, Aufzeichnungen (wie Anm. 11), S. 40 u. ö. Zum NS-Ideal der »Kameradschaft« siehe unten, Anm. 47.

17 Hermann Mau an Hermann Heimpel, 28.5.1941, NLHH E1: 963. Zum Quartettspiel Dr. med. R. Schneider an Hermann Heimpel v. 9.8.1944, NLHH E3: 5, 11.

zusammen und trank dabei viel, manchmal sehr viel¹⁸. Man betonte nach 1945, dass bei diesen Abendgesellschaften auch Elsässer anwesend waren, dass dabei auch Ehen gestiftet wurden wie die zwischen dem jungen Juristen Hellmut Becker und Antoinette (genannt Toto) Mathis¹⁹.

Diese Künstler-Kameradschaft verdient besondere Aufmerksamkeit, denn wer sich bis zum November 1944 in dem Haus in der Straßburger Lessingstraße bewegte, fand sich in der Bundesrepublik wieder zusammen. Karrieren stützten dann Karrieren. Interessiert man sich für das Funktionieren von Netzwerken, dann wird man von der Nachkriegsgeschichte der Straßburger Künstler-Kameradschaft reich belohnt: Die »Künstler« und ihre Familien, die Familien um Carl-Friedrich von Weizsäcker, Georg Picht und Hellmut Becker (die Ulrich Raulff als die »federalist families« der BRD bezeichnet hat²⁰) und mit ihnen die Familien um den Historiker Hermann Heimpel, den Juristen Ernst Rudolf Huber und um den Kunsthistoriker Hubert Schrade blieben in Verbindung, schützten und förderten einander und nahmen nach und nach Neue wie Hartmut von Hentig samt ihren Freunden in ihre Protektionsgemeinschaft auf. Wer diese Kreise über das Straßburg-Thema hinaus weiterverfolgt, gerät unversehens in charakteristisch bundesrepublikanische Kontexte hinein: die Frühgeschichte der Max-Planck-Gesellschaft²¹ und den Wilhelmstraßenprozess²², die Wiederbewaffnungsdebatte sowie die Reformpädagogik etwa der Odenwaldschule samt den Themen, die man mit ihnen verbindet²³.

18 Rekordverdächtig: zehn Flaschen Burgunder zu viert. Hermann Mau an Hermann Heimpel, 17.7.1941, NLHH E1: 963.

19 HUBER, Aufzeichnungen (wie Anm. 11), S. 122–124, 168–170; Ulrich RAULFF, Kreis ohne Meister. Stefan Georges Nachleben, München 2010, S. 474.

20 Ibid., S. 491; weniger freundlich Robert W. Kempner, der Stellvertreter des Nürnberger Chefanklägers: »der Freundeskreis der Kriegsverbrecher«; zit. ebd., S. 402; Alexander CAMMANN in der »Zeit« v. 25.3.2010 im Kontext der Odenwald-Affäre, angeblich eine Schöpfung Ralf Dahrendorfs: »protestantische Mafia«.

21 Den Antrag auf die Einrichtung eines Max-Planck-Instituts für Bildungsforschung stellten 1959 die Straßburger Hermann Heimpel und Carl-Friedrich von Weizsäcker gemeinsam mit Carlo Schmid, der Hellmut Becker ebenfalls verbunden war. Direktor wurde Becker, er hatte das Unternehmen mit einer Programmschrift vorbereitet. Ulrike THOMS, Geschichte des Max-Planck-Instituts für Bildungsforschung in Berlin, in: Stephan MOEBIUS, Andrea PLODER (Hg.), Handbuch Geschichte der deutschsprachigen Soziologie, Bd. 1: Geschichte der Soziologie im deutschsprachigen Raum, Wiesbaden 2018, S. 1009–1024, S. 1011 f.; Hellmut BECKER, Frithjof HAGER, Aufklärung als Beruf. Gespräche über Bildung und Politik, München 1992, S. 20 f.

22 RAULFF, Kreis (wie Anm. 19), S. 375–403. Ebd., S. 387 f., zu Beckers Bitte an Ernst Rudolf Huber, ihn für die Verteidigung Ernst von Weizsäckers mit historischen Argumenten zu munitionieren. Das tat Becker auch in Briefen an Heimpel, 12.7.1948 und 14.10.1948, NLHH E1: 83. Heimpel engagierte sich auch wissenschaftlich mit einem Text, der 1949 vorgelegen haben muss und der 1952 gedruckt wurde: Hermann HEIMPEL, Mittelalter und Nürnberger Prozeß, in: DERS., Aspekte. Alte und neue Texte, hg. v. Sabine KRÜGER, Göttingen 1995, S. 42–51.

23 Jürgen OELKERS, Pädagogik, Elite, Missbrauch. Die »Karriere« des Gerold Becker, Weinheim 2016; Hartmut von Hentig, Schützling Hellmut Beckers, kann sich bei seiner Berufung nach Göttingen auf die Protektion durch Elisabeth und Hermann Heimpel verlassen: NLHH E1: 585. Die Berufungskommission von 1963 bestand aus Heimpel, dessen nächstem Kollegen Percy Ernst Schramm, dem Germanisten Walter Killy und dem recht neuen, wegen seines empirischen Zugriffs noch beargwöhnten Pädagogen Heinrich Roth. DERS., Hartmut von Hentig und die Reform der Pädagogik, in: Sonja ASAL, Stephan SCHLAK (Hg.), Was war Bielefeld? Eine ideengeschichtliche Nachfrage, Göttingen 2009 (Marbacher Schriften. N.F., 4), S. 111–142, S. 113

Ganz anders als Gundalena von Weizsäcker hatte sich – nicht öffentlich, sondern in einem sehr persönlichen Brief – ihr Ehemann Carl-Friedrich geäußert. »Die unglaubliche Schönheit der Stadt und des Landes«, so schrieb er 1971 an Hermann Heimpel zu dessen 70. Geburtstag, stehe doch »im Kontrast mit dem manifest abrollenden Unheil und der Frage an die Geschichte, wie das wohl alles zusammenhängen mag.« In der jüngeren Vergangenheit (womit er wohl »1968« meinte) sei »das Empfinden der Menschen, es stimme etwas nicht, wieder mehr an die Oberfläche gekommen, und man sieht sich auf die Fragen, die uns vor 30 Jahren bewegten, in veränderter S[icht] zurückgeworfen²⁴.«

Damit benannte der Physiker eine neuralgische Stelle in der Erinnerung der deutschen ehemaligen Straßburger: Regte sich bei den Akteuren nach 1945 ein Bewusstsein für den Zusammenhang zwischen ihrer privilegierten und betont »schönen«, hedonistischen Straßburger Existenz und dem Schreckensregime von SS, Gestapo und NS-Wissenschaft, zwischen »Zauber und Alb« (Ernst Rudolf Huber)²⁵? Und egal, ob ja oder nein: In welchen Situationen dämmerte es den Akteuren nach 1945, dass ein derartiger Zusammenhang in der Tat bestanden hatte?

Gerade unter diesem letzten Aspekt bietet es sich an, über den Historiker Hermann Heimpel (1901–1988) zu sprechen. Denn in der bisherigen Forschungsliteratur wird er in zwei gänzlich unterschiedlichen Narrativen als Kronzeuge reklamiert²⁶: Die einen verweisen auf die nationalsozialistische Gebundenheit seiner Arbeit bis 1945 sowie seine lückenlose weitere Karriere, die ihn zu einem Paradebeispiel für die

Anm. 16. Im Hinblick auf persönliche Befangenheiten herrschte die zeittypische Tiefen-Entspanntheit: Der Kandidat, Gevatter Hentig, hatte ein zwei Jahre zuvor geborenes Enkelkind der Heimpels aus der Taufe gehoben; Hartmut von HENTIG, Noch immer mein Leben. Erinnerungen und Kommentare aus den Jahren 2005 bis 2015, Berlin 2016, S. 428. In der Max-Planck-Gesellschaft interessiert man sich mittlerweile für die Verstrickung von Hellmut Becker in die Skandale um den sexuellen Missbrauch von Kindern und Jugendlichen. Dabei geht es nicht mehr »nur« darum, dass Hellmut Becker dem – nicht mit ihm verwandten – Gerold Becker an der Odenwaldschule zu seiner Position verhalf, obwohl er um dessen pädosexuelle Seite wusste. Es geht mittlerweile auch um die Kooperation zwischen Beckers Max-Planck-Institut und dem Berliner Pädagogischen Zentrum sowie der diesen beiden Einrichtungen zugeschriebenen Vermittlung von Pflegestellen für Heimkinder an pädosexuelle Männer. Kerstin SINGER, Ute FREVERT, 100 Jahre Hellmut Becker (1913–2013). Dokumentation der Ausstellung zu Leben und Werk im Max-Planck-Institut für Bildungsforschung 2014, verfügbar unter DOI: 10.14280/08241.29, S. 82–85 (zuletzt 15.8.2023); Meike S. BAADER u. a., Ergebnisbericht »Helmut Kentlers Wirken in der Berliner Kinder- und Jugendhilfe«, verfügbar unter DOI: 10.18442/129, S. 14 f. (zuletzt 15.8.2023).

- 24 Carl-Friedrich von Weizsäcker an Hermann Heimpel, NLHH E7: 5, zweiter Kasten mit Geburtstagsadressen an H. Heimpel (1971, alphabetisch sortiert). Von Weizsäcker äußerte sich überhaupt selbstkritischer als Andere, dazu siehe oben, Anm. 14.
- 25 Ernst Rudolf Huber an Heimpel 22.12.1955, NLHH E1: 654: »In [!] solchen November- und Dezembertagen kommt uns allen die freundlich-schmerzliche Erinnerung an Straßburg – Zauber und Alb zugleich. Wahrscheinlich ist das Verhältnis der Elsässer zu uns von ähnlicher Ambivalenz. Aber eigentlich können wir beide nicht über sie klagen; sie hätten uns vor zehn Jahren übel mitspielen können, wenn sie gewollt hätten. Stattdessen ist mir von ihnen nur gutes widerfahren und Dir wohl auch.« Dazu Frank REXROTH, Die Halkyonischen Tage. Professor Heimpel zwischen Zauber und Alb, in: Zeitschrift für Ideengeschichte 15/2 (2021), S. 21–32, S. 24.
- 26 So auch Peter SCHÖTTLER, Das Max-Planck-Institut für Geschichte im historischen Kontext. Die Ära Heimpel, Berlin 2017 (Forschungsprogramm Geschichte der Max-Planck-Gesellschaft GMPG, Preprint 2), HDL 11858/00-001M-0000-002D-1EF4-E, S. 15 f. (zuletzt 15.8.2023).

unzulängliche Aufarbeitung der jüngsten Vergangenheit nach 1945 macht²⁷. Die anderen betonen im Gegenteil, dass Heimpel einer von wenigen deutschen Historikern war, die früh öffentlich über Auschwitz sprachen, einer, der gerade gegen das Verdrängen angegangen sei²⁸.

Beide Parteien haben zu einem gewissen Grad recht, denn Heimpel flocht in seine öffentlichen Reden tatsächlich auffallend früh Äußerungen zur deutschen »Schuld« und zu den Vernichtungslagern ein, und in den 1980-ern, während seiner letzten Lebensjahre also, applizierte er die Frage nach persönlicher Verantwortlichkeit immer häufiger auf sich selbst. Die von ihm kolportierte Aussage, seine eigene Existenz habe sich zwischen den beiden Polen »Glück« und »Schuld« bewegt²⁹, scheint auf den ersten Blick gerade diese Spannung einzufangen: seinen frühen kometenhaften Aufstieg einerseits und andererseits die Tatsache, dass er anlässlich seiner Leipziger Berufung 1934 von der Amtsenthebung seines jüdischen Lehrers und Vorgängers Siegmund Hellmann profitiert hatte, der 1942 im Ghetto Theresienstadt starb und den er seit 1935 in seiner existentiellen Not alleine gelassen hatte; oder eben auch die Kluft zwischen der privilegierten Lebenssituation seiner Straßburger Jahre und der Teilhabe am nationalsozialistischen Räderwerk der RUS, zumal Heimpel in seinen letzten Lebensjahren erneut mit dem Untertauchen des mörderischen Straßburger Anatomen August Hirt in Verbindung gebracht wurde³⁰.

27 Peter HERDE, Kontinuitäten und Diskontinuitäten im Übergang vom Nationalsozialismus zum demokratischen Neubeginn. Die gescheiterten Berufungen von Hermann Heimpel nach München (1944–1946) und von Franz Schnabel nach Heidelberg (1946–1947), München 2007 (Hefte zur Bayerischen Landesgeschichte, 5); DERS., Die gescheiterte Berufung Hermann Heimpels nach München (1944–1946), in: Sabine AREND u. a. (Hg.), Vielfalt und Aktualität des Mittelalters. Festschrift für Wolfgang Petke zum 65. Geburtstag, Bielefeld 2006 (Veröffentlichungen des Instituts für Historische Landesforschung der Universität Göttingen, 48), S. 695–737; MÖHLER, Reichsuniversität (wie Anm. 1), v. a. S. 905. Abwägend Pierre RACINE, Hermann Heimpel à Strasbourg, in: Winfried SCHULZE, Otto Gerhard OEXLE (Hg.), Deutsche Historiker im Nationalsozialismus, Frankfurt a. M. 1999, S. 142–158; Johannes PIEPENBRINK, Das Seminar für mittelalterliche Geschichte des Historischen Instituts 1933–1945, in: Ulrich von HEHL (Hg.), Sachsens Landesuniversität in Monarchie, Republik und Diktatur. Beiträge zur Geschichte der Universität Leipzig vom Kaiserreich bis zur Auflösung des Landes Sachsen 1952, Leipzig 2005, S. 363–383.

28 Arnold ESCH, Über Hermann Heimpel, in: SCHULZE, OEXLE (Hg.), Historiker (wie Anm. 27), Frankfurt a. M. 1999, S. 159 f.; Hartmut BOOCKMANN, Versuch über Hermann Heimpel, in: Historische Zeitschrift 251 (1990), S. 265–282; DERS., Der Historiker Hermann Heimpel, Göttingen 1990. Differenzierter Ernst SCHULIN, Hermann Heimpel und die deutsche Nationalgeschichtsschreibung, Heidelberg 1998 (Schriften der Phil.-Hist. Kl. der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, 9), v. a. S. 42 f.

29 Josef FLECKENSTEIN, Gedenkrede auf Hermann Heimpel, in: In memoriam Hermann Heimpel. Gedenkfeier am 23. Juni 1989 in der Aula der Georg-August-Universität, Göttingen 1989, S. 27–45, S. 29.

30 Die Durchsuchung des Heimpel'schen Hauses in Falkau wird berichtet in der im Sommer 1987 geschriebenen Erzählung von Christian Heimpel, die von seinem Vater mit »spürbare[m] Schrecken« aufgenommen und auf eine Intervention Hellmut Beckers hin erst 2000 publiziert wurde. Wiederabdruck als Christian HEIMPEL, Bericht über einen Dieb, Göttingen 2004, dort S. 13 f. Die Erinnerung an die Begebenheit und den Verdacht, dass Heimpel Hirt beherbergt hat, wird 1988 abermals geweckt durch eine Anfrage des Anatomen Frederick H. Kasten, New Orleans, an Heimpel 19.1.1988, NLHH E3: 5, 11, sowie Heimpels Notizen zur Vorbereitung einer Antwort. Ebd. der Antwortbrief selbst und ein Brief an das Ehepaar von Weizsäcker zur Klärung

Dennoch hat Heimpel über die RUS bis zuletzt weitestgehend geschwiegen, in einer Lebensphase, in der – privat, vor sich selbst, im brieflichen Austausch und jeweils spontan, ungeplant – seine Straßburger Vergangenheit eine immer größere Rolle für ihn spielte. Ein persönlicher Prozess des Erinnerns setzte ein, der das Urteil über die »Schönheit« der Straßburger Jahre offenbar ins Wanken brachte. Diesen Prozess ansatzweise zu rekonstruieren, ist die Aufgabe der folgenden Ausführungen, die sich weitestgehend auf Heimpels Korrespondenz in seinem Nachlass stützen.

Zunächst sei der Protagonist dieser Studie eingeführt. Dabei wird in aller gebotenen Kürze auch die Frage nach seiner Affinität zur NS-Ideologie zu umreißen sein (II). In dem hierauf folgenden Abschnitt sollen die Rahmenbedingungen von Heimpels Erinnerungsarbeit in drei Zugriffen skizziert werden, und zwar nicht etwa, wie man das für naheliegend halten würde, in zeitlichen Phasen, sondern durch die Unterscheidung verschiedener Typen von Kommunikationspartnern. Zu unterscheiden sein werden dabei Kollegen-Kommunikationen von solchen mit französischen Forschern und schließlich, am wichtigsten, Korrespondenzen mit seinen Straßburger Schülerinnen und Schülern (III). Die Spannungsfelder, die darin zum Ausdruck kommen, werden in einem knappen Schlussteil (IV) noch einmal angesprochen werden.

II.

Hermann Heimpels Karriere zu beschreiben, bedeutet, einen Lebensweg von Erfolg zu Erfolg nachzuzeichnen³¹. Der Historiker war in der NS-Zeit, mehr aber noch in der alten Bundesrepublik einer der Shootingstars der deutschen Geschichtswissenschaft. Mit nicht einmal 30 Jahren hatte man ihn in Freiburg im Breisgau 1931 zum ordentlichen Professor berufen, von dort 1934 weiter nach Leipzig und dann eben 1941 an die RUS. Nach dem Krieg etablierte er sich als Ordinarius an der Universität

der Sache, 10.2.1988. »Dass Hirt etwa im Mai 1945 sich im Schwarzwald verstecken wollte, glaube ich auch. Ebenso ist Selbstmord anzunehmen, zumal man nie mehr etwas von ihm gehört hat. In meinem Ferienhaus ist er nie erschienen. Aber nun etwas Neues: Wohl in jenem Mai forschte zunächst ein deutscher Kriminalbeamter, nach einigen Tagen auch Franzosen in unserem Haus nach Hirt. So erfuhren wir, dass sich Hirt mit Begleitung (wohl sicher SS) vorgenommen hatte, in meinem Haus Station zu machen. Bei mir wohnte damals mein Straßburger Kollege, der Jurist E. R. Huber (seine Familie schon seit längerer Zeit). Auf Grund von Bildern, d. h. einer gewissen Ähnlichkeit in einer äußerlichen Weise, glaubten die »Autoritäten«, Huber sei Hirt. Es stellte sich aber nach einigen Nachforschungen heraus, dass Huber eben Huber war.« Heimpel kommt den Gerüchten also ein Stück weit entgegen, wartet dann aber mit der recht unwahrscheinlichen Theorie der Verwechslung Hirts mit Huber auf. Hirt war durch eine schwere Gesichtsverletzung aus dem Ersten Weltkrieg kaum zu verwechseln (was die von Weizsäcker als seine ehemaligen Straßburger Nachbarn auch wussten). LANG, Namen (wie Anm. 1), S. 210. Heute ist unumstritten, dass sich Hirt am 2. Juni 1945 im Wald bei Schönenbach (heute Schluchsee) erschossen hat, knappe vier Wanderstunden südlich von Falkau. Klaus MORATH, Der einsame Tod des Nazi-Arztes, in: Frankfurter Rundschau 15.11.2018. Der dort geäußerte Verdacht, dass sich Hirt, Inhaber auch eines schweizerischen Passes, in die Schweiz absetzen wollte, dann aber aufgab, ist plausibel.

31 Zur biographischen Orientierung: https://de.wikipedia.org/wiki/Hermann_Heimpel (zuletzt 15.8.2023); zusätzlich die Beiträge von Rexroth, Herde, Schulin, Fleckenstein und Boockmann, Anm. 27–29, 33 und 44. Zur Leipziger Ära (1934–1941) PIEPENBRINK, Seminar (wie Anm. 27).

Göttingen, wo ihm die Max-Planck-Gesellschaft 1956 ein Institut für Geschichte quasi auf den Leib schneiderte³². Heimpel fungierte als Rektor seiner Universität, als Präsident der Westdeutschen Rektorenkonferenz und war einer weiteren gebildeten Öffentlichkeit schon deshalb ein Begriff, weil er in Reden und Schriften Fragen von Geschichte und Gegenwart öffentlichkeitswirksam behandelte. Als es darum ging, einen geeigneten Kandidaten für die Bundespräsidentenwahl 1959 ausfindig zu machen, kursierte auch sein Name, aber Heimpel signalisierte schließlich, dass er nicht zur Verfügung stehe³³. Dem lesenden Publikum stand er auch als Autor einer autobiographischen Schrift vor Augen, dem Roman »Die halbe Violine« von 1949, oder – an der Seite des Bundespräsidenten Theodor Heuß und des Publizisten Benno Reifenberg – als Mitherausgeber der biographischen Essaysammlung »Die großen Deutschen«³⁴. Wer ihn besser kannte, war ihm auch als Musiker begegnet – als Violinisten zunächst, später dann als Bratscher.

Heimpel war zweifellos Nationalsozialist. Doch was bedeutet das in seinem Fall genau? Explizit antisemitische Äußerungen sind nicht bekannt, implizite Äußerungen finden sich hingegen durchaus, Sätze, die man zumindest im antisemitischen Sinn lesen konnte, ja zu dem Zeitpunkt, zu dem sie gesprochen wurden, wohl so verstehen musste: Sätze über »das Spaltende, Gefährdende, Fremde«, dessen sich die »neue [...] völkische [...] Jugend« derzeit bewusst werde; Bemerkungen über die »Mächte [...], die den Bestand des völkischen Lebens gefährden«³⁵. Betonen muss man aber, dass er sich 1939 und 1941–44 für zwei Studierende, die als »Halbarier«

32 SCHÖTTLER, Max-Planck-Institut (wie Anm. 26); Werner RÖSENER, Das Max-Planck-Institut für Geschichte (1956–2006). Fünfzig Jahre Geschichtsforschung, Göttingen 2014. Zum Göttinger Ambiente jetzt Désirée SCHAUZ, Umkämpfte Identitäten. Die Göttinger Akademie der Wissenschaften und ihre Mitglieder 1914–1965, Göttingen 2022.

33 Heimpel betrachtete sich als »nicht geeignet«, da »seine Haut [...] für die heutige Form von Öffentlichkeit zu dünn« sei. Zit. von 18.10.1958 bei FLECKENSTEIN, Gedenkrede (wie Anm. 29), S. 43; Frank REXROTH, Keine Experimente! Hermann Heimpel und die verzögerte Erneuerung der deutschen Geschichtsforschung nach 1945, in: Dirk SCHUMANN, Désirée SCHAUZ (Hg.), Forschen im »Zeitalter der Extreme«. Akademien und andere Forschungseinrichtungen im Nationalsozialismus und nach 1945, Göttingen 2020, S. 297–325, S. 316.

34 Hermann HEIMPEL, Die halbe Violine. Eine Jugend in der Haupt- und Residenzstadt München (zuerst 1949), Frankfurt a. M. 1985. Die Neuauflage der »Großen Deutschen« war intendiert als Mittel zur Vernetzung prominenter Autoren und zur »Entkrampfung« der Deutschen zugleich. Auch deswegen wurden die Herausgeber Heuss, Heimpel und Reiffenstein von Altnazis angegriffen: Wieso in der Neuauflage so viele Ökonomen und so wenige Soldaten? Der Angriff erfolgte in den nazistischen »Klüter Blättern – Deutsche Sammlung aus europäischem Geiste«, Mappe 1/1958: Hans W. HAGEN, Heuß, Heimpel und Herostratos, S. 1–8. Daraus entwickelte sich rege Kommunikation zwischen vielen Beteiligten. Ich danke Herrn Dr. Ernst Wolfgang Becker von der Stiftung Bundespräsident-Theodor-Heuss-Haus, Stuttgart, für die Zurverfügungstellung der entsprechenden Akte. Zu dem Vorgang vgl. Joachim RADKAU, Theodor Heuß, München 2013, S. 374 f.

35 Hermann HEIMPEL, König Heinrich der Erste, in: Vergangenheit und Gegenwart 26 (1936), S. 305–321, S. 321, dann wieder in DERS., Deutsches Mittelalter, Leipzig 1941, S. 48. Vgl. DERS., Ottonen und Salier, in: Reichsplanung. Organ der Akademie für Landesforschung und Reichsplanung (1935), S. 297. Frank-Rutger Hausmanns Einschätzung, Heimpel sei weder Nazi noch Nazigegner gewesen, habe aber seine NS-induzierten Karrierechancen genutzt, kann ich nicht teilen. Frank-Rutger HAUSMANN, Das Fach Mittellateinische Philologie an deutschen Universitäten von 1930 bis 1950, Stuttgart 2010 (Quellen und Untersuchungen zur lateinischen Philologie des Mittelalters, 16), S. 232.

bzw. »jüdischer Mischling zweiten Grades« eingestuft waren, engagierte³⁶. Ein stark kompromittierendes Zitat geistert seit einigen Jahren durch die Forschungsliteratur, wonach Heimpel 1946 angeblich gesagt habe, die Nazis hätten 1933 jüdische Professoren besser behandelt als die neue Kultusbükratie die amtsenthobenen Deutschen. Doch beruht dieses Zitat auf einem Lesefehler; es stammt nicht von Heimpel, sondern von seinem Göttinger Kollegen Siegfried A. Kaehler³⁷.

Am stärksten ausgeprägt waren bei Heimpel andere Komponenten nationalsozialistischer Weltanschauung: seine Hitler-Begeisterung, die von seinem Freiburger Ringvorlesungsbeitrag von 1933 und den »Vorreden« zu seinen Vorlesungen desselben Jahres bis zu seinen Straßburger Vorträgen des Jahres 1942 tragend ist³⁸. Möglicherweise hat diese Begeisterung etwa seit »Stalingrad« abgenommen, vielleicht, weil sich die Bilder der Opfer in den Vordergrund schoben, vielleicht aber auch, weil er

- 36 Nämlich Bernt Albers und Renate Drucker. Brief Hermann Heimpels an Fritz Rörig, 6.6.1939, NLHH E5: 84. Heimpel bittet Rörig darum, dass Albers die Berliner Bibliothek benutzen darf. Er sei »Halbarier, was ihm die Promotion an der hiesigen [d. h. Leipziger, F.R.] Universität auf Grund von lokalen Erwägungen vorläufig unmöglich macht, während vielfache Anfragen ergeben haben, dass eine reichsrechtliche negativ entscheidende Regelung nicht besteht.« Die spätere Leipziger Archivarin Renate Drucker wurde bei ihm und dem ihm eng verbundenen Mittellateiner Walter Stach in Straßburg promoviert. Mit ihr sprach PIEPENBRINK, Seminar (wie Anm. 27), v. a. S. 376 f.
- 37 Brief S. A. Kaehlers von 29.4.1946: Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen, Ms. S. A. Kaehler 1, 62. Anlass ist die Nachricht vom Freitod des Göttinger Anglisten Herbert Schöffler. Wie es den aus dem Amt entfernten jüdischen Professoren tatsächlich ergangen ist, wusste Heimpel besser; sein ehemaliger Lehrer Hellmann musste ihn schon 1935 um Geld angehen, um elementare Bedürfnisse zu befriedigen. Eine Replik auf Kaehlers zutiefst ungerechte Behauptung ist nicht überliefert. Die falsche Zuweisung der Aussage zu Heimpel erfolgte auf dem Weg der »stillen Post« von der Göttinger Bibliothek zu Peter Herde und von dort zu Rainer Möhler. HERDE, Kontinuitäten (wie Anm. 27), S. 31 Anm. 131 (also noch in den Fußnoten); MÖHLER, Reichsuniversität (wie Anm. 1), S. 331; vgl. DERS., Erinnerung (wie Anm. 1), S. 265.
- 38 Hermann HEIMPEL, Deutschlands Mittelalter, Deutschlands Schicksal. Zwei Reden, Freiburg 1933 (Freiburger Universitätsreden, 12), S. 6: »Einheit, Herrschaft des Führers, reine Staatlichkeit nach innen, abendländische Sendung nach außen.« DERS., 1933 – Zwei Vorreden zu Vorlesungen, o. O. [1934], o. S. (November, 2. Absatz): Adolf Hitler als »Führer zur Freiheit, zu einem neuen Deutschland, zu einem neuen Abendland.« Zum »Führer des Dritten Deutschland« auch DERS., Heinrich Finke. Ein Nachruf, in: Historische Zeitschrift 160 (1939), S. 534–545, S. 535; *ibid.*, die Datierung von Heinrich Finkes Tod: »und er starb, vom Führer des Dritten Deutschlands mit dem Adlerschild des Reiches ausgezeichnet, im sechsten Jahre der deutschen Wiederbelebung.« Ob der Leipziger Verfasser wohl hin und wieder an der Synagogen-Ruine in der Gottschedstraße vorbeigekommen war, in Flammen aufgegangen im selben sechsten Jahr der »Wiederbelebung«? Hermann HEIMPEL, Die Erforschung des deutschen Mittelalters im deutschen Elsaß, in: Straßburger Monatshefte 5 (1941), S. 738–743, S. 739 zum deutschen Volk, »das sich, seine Größe und seine Zukunft ahnend, nur scheinbar mit der Niederlage abfindet und das darum fähig ist, dem zu folgen, der es zu sich selbst führt. Ihm ist dabei der Blick geöffnet für die durch allen Wechsel der Gestaltungen bleibenden, tragenden, erhaltenden Kräfte des Blutes, ihm ist die germanische Herkunft als geschichtliche Macht von neuem freigelegt, die das Geschichtlich-Deutsche trägt und zugleich übergreift.« DERS., Kaiser Friedrich Barbarossa und die Wende der staufischen Zeit, Straßburg 1942, S. 3 – auch hier, wie in Leipzig am 14. Juli 1939, ein symbolträchtiges Datum, was im Eingangssatz ausgedrückt wird: »Wir feiern am 30. Januar [1942] das Reich aller Deutschen, das Adolf Hitler schuf und für das auch in dieser Stunde unsere Freunde fechten.«

bereits von den Greueln und Mordaktionen vor allem im Osten gehört hatte³⁹. 1944 äußerte sich Heimpel jedenfalls nicht mehr nazistisch-patriotisch, sondern soldatisch-bewegt, präsentierte sich als kampfwillig aus vaterländischem Pflichtgefühl⁴⁰. Entscheidend war für ihn die Ideologie vom »Dritten Deutschland« und dem Zu-sich-selbst-Finden des deutschen Volkes sowie ein Geschichtsbild, das einen essenziellen, tief verwurzelten Antagonismus zwischen deutschem und französischem Wesen annimmt. In den Jahren um den Kriegsausbruch herum beruhte Heimpels Karriere durchaus auch darauf, dass er martialisch antifranzösische Töne anschlug, ja dass er Stereotypen der traditionellen Franzosenfeindschaft in ein NS-kompatibles Geschichtsbild überführte, in dem die historische Mission des »Dritten Deutschland« im Rückgriff auf die europäische Geschichte seit der Stauferzeit überhaupt erst sichtbar werden soll⁴¹. Dies gilt schon für einen Vortrag in einem Leipziger Kreis, den er am symbolträchtigen 14. Juli 1939 hielt und in dem er mit herablassenden Franzosen-Klischees um sich warf. Es war der Autor dieser in der gleichgeschalteten »Historischen Zeitschrift« abgedruckten und weithin rezipierten Rede, der 1941 vom Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung an die elsässische Universität abgeordnet wurde⁴².

In der neuen Position machte er weiter in diesem Stil⁴³. Frankreich, das war für den Heimpel der NS-Ära bereits während der Vormoderne der Hort des modernen, kalten Anstaltsstaates, der Verwaltung und einer aristotelisch geprägten Rationalität,

39 Falls er sich mit seinem Freund Rudolf Stadelmann über die Situation im Osten unterhielt, dann mag der ihm erzählt haben, was er brieflich (14.3.1942) von seinem Schüler Eberhard Naujoks erfahren hatte: »Den Juden ging es nicht besser [als den Partisanen, F.R.]: In Kiew wurden auf ein Mal 3500 niedergemacht; in Poltawa bestellte man sie mit an den Stadtausgang, angeblich zum Abtransport. Dort wurden alle jedoch festgenommen; Frauen + Männer mußten fast die gesamte Kleidung ablegen + über einen Laufsteg gehen, wo sie ein Feldweibel mit einer Maschinenpistole abschoß.« Bundesarchiv Koblenz N 1183.18, hier zitiert nach MEHMKE, »Pflicht« (wie Anm. 9), Anhang Nr. 39, dort S. 153.

40 Brief von Marcel Thomann, 16.6.1988, NLHH E1: 1581. Brief Heimpels an Siegfried A. Kaehler 11.11.1944: Sein »Wunsch wieder Soldat zu werden [gehe] nun einmal nicht in Erfüllung.« Cod. Ms. S. A. Kaehler (wie Anm. 37) 1, 62.

41 Dazu und zum Festhalten an diesen gedanklichen Grundlagen nach 1945 REXROTH, Experimente (wie Anm. 33). Vgl. SCHULIN, Heimpel (wie Anm. 28), S. 37.

42 Hermann HEIMPEL, Frankreich und das Reich, in: Historische Zeitschrift 161 (1940), S. 229–243; dazu REXROTH, Experimente (wie Anm. 33), S. 308 f. mit weiteren Nachweisen. Zum Hintergrund dieses Auftritts s. den Brief Ernst Rudolf Hubers an Carl Schmitt von 1.3.1939. Die im Sommer gehaltenen Vorträge sollten alle »in lockerer Weise um das Thema Frankreich« gruppiert sein. SCHMITT, HUBER, Briefwechsel (wie Anm. 14), S. 250–252. Anne Christine NAGEL, Im Schatten des Dritten Reichs. Mittelalterforschung in der Bundesrepublik Deutschland 1945–1970, Göttingen 2005, S. 73. Zu seinem Weggang aus Leipzig nach Straßburg s. seinen Brief an Wolfgang Schadewaldt, Dekan der Leipziger Philosophischen Fakultät (und persönlicher Freund): NLHH H3: 8. Auf Heimpels Leipziger Frankreich-Vortrag nimmt etwa der NS-Historiker Karl Alexander von Müller in einem Schreiben an Heimpel von 17.3.1941 Bezug, als er von Heimpels Weggang nach Straßburg hört: »Und mir persönlich ist es ein sehr willkommener und tröstlicher Gedanke, daß auf einer historischen Lehrkanzel dort auch Frankreich gegenüber der Geist herrscht, den ich aus Ihren Aufsätzen kenne.« NLHH E1: 1059. Vgl. Wolfgang Schadewaldt an Hermann Heimpel, 7.2.1940, NLHH E1: 1314: »Gegeben zu Markkleeberg am 7. Februar 1940, als ich »Frankreich und das Reich« gelesen.«

43 So etwa in Hermann HEIMPEL, Peter von Hagenbach und die Herrschaft Burgunds am Oberrhein (1469–1474), in: Franz KERBER (Hg.), Burgund. Das Land zwischen Rhein und Rhone,

die mit der Universität Paris Einzug in das europäische Geistesleben gehalten habe. Die Deutschen waren für Heimpel dagegen durch ihre Innerlichkeit und ihren »Historismus« ausgezeichnet. Wo die Franzosen ihrem Staatswesen eine theoretische Grundlage gegeben hätten, war es bei den Deutschen eine historische; sie hätten sich ihre Ideale in der eigenen Vergangenheit statt in Vernunftgründen gesucht⁴⁴.

An dieser Meistererzählung der europäischen Geschichte, dem Narrativ von einem fundamentalen Antagonismus französischer und deutscher Geistigkeit, sollte er nach dem Krieg weitgehend festhalten, auch wenn er sich dabei nicht mehr antifranzösisch äußerte⁴⁵. Mit der französischen Sozialgeschichtsforschung der Schule der »Annales« schloss er beispielsweise schon deswegen nie seinen Frieden, weil er sie für eine Manifestation jener spezifisch französischen Intellektualität erachtete: Mit ihrer Offenheit gegenüber empirischen, quantifizierenden Verfahren erschien sie ihm rationalistisch und kalt, wie eine »Geschichte ohne Schicksal«⁴⁶.

III.

Wenden wir uns nun seinen Kommunikationen der Nachkriegsjahre zu, und hier wiederum zunächst denen mit ehemaligen Kollegen, oder, wie man vielleicht besser sagen sollte: mit vormaligen »Kameraden«. Begriff und Ideal der universitären »Kameradschaft«, jenes Habitus, der gegen das überkommene »liberalistische« Klima in Stellung gebracht werden sollte, spielte in Straßburger Zusammenhängen eine besondere Rolle⁴⁷. Dieser Zentralbegriff der *Lingua tertii imperii* transportierte

Straßburg 1942, S. 139–154, S. 145. Dazu der Brief Heimpels an Rudolf Stadelmann von 17.5.1942; BA Koblenz, Nachlass Rudolf Stadelmann N 1183.12.

44 REXROTH, Experimente (wie Anm. 33), S. 309–314; DERS., Geschichte schreiben im Zeitalter der Extreme. Die Göttinger Historiker Percy Ernst Schramm, Hermann Heimpel und Alfred Heuß, in: Christian STARCK, Kurt SCHÖNHAMMER (Hg.), Die Geschichte der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen. Teil 1, Berlin, Boston, MA 2013, S. 265–299, S. 287. Dabei blieb es in den Nachkriegspublikationen im Wesentlichen: Hermann HEIMPEL, Das Wesen des deutschen Spätmittelalters, in: Der Mensch in seiner Gegenwart, Göttingen 1957 (zuerst 1953), S. 109–135, z. B. S. 124. Heute werden diese Ideen befremden, doch in der NS-Zeit waren sie keineswegs ungewöhnlich: Wie die Juden neigten auch die Franzosen angeblich zum »Jonglieren mit Begriffen«, Hypothesen und Abstraktionen. Dies behauptete etwa ein Mathematiker, der »Stilarten mathematischen Schaffens« auf völkischer Grundlage untersuchte. Folker REICHERT, Fackel in der Finsternis. Der Historiker Carl Erdmann und das »Dritte Reich«, Bd. 1: Die Biographie, Darmstadt 2022, S. 195 f. Auf der politischen Szene fand dieses Bild seine Entsprechung dort, wo man den Franzosen Verstellung und kalte Berechnung unterstellte; Peter SCHÖTTLER, Dreierlei Kollaboration. Europa-Konzepte und »deutsch-französische Verständigung« – am Beispiel der Karriere von SS-Brigadeführer Gustav Krukenberg, in: Zeithistorische Forschungen 9 (2012), S. 365–386, DOI: 10.14765/zzf.dok-1575, S. 372.

45 REXROTH, Experimente (wie Anm. 33); DERS., Geschichte (wie Anm. 44).

46 Hermann HEIMPEL, Geschichte und Geschichtswissenschaft, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 5 (1957), S. 1–17, S. 4: »Die laienhafteste, verbreitetste und offenbar dauerhafteste Geschichtsrevision ist noch immer die Kulturgeschichte, [...] die Tendenz nach der Kulturgeschichte [ist] immer auch ein Entrinnenwollen aus der Geschichte, der Wunsch nach der Geschichte ohne Schicksal [...], in unseren Tagen ist dieser Ruf nach der Rationalisierung der Geschichte polemisch-prophetenhaft verkündet in Frankreich, von der Schule der Bloch und Fèbvre, von der Schule der »Annales« [...].«

47 Zum NS-Imperativ der »Kameradschaftlichkeit«, der mit »Unterordnungsfähigkeit« und »Eingliederung in die Gemeinschaft« einherging, LOSEMANN, Konzeption (wie Anm. 9), S. 49, 53.

hier in Straßburg die Botschaft, dass soldatisches Sich-aufeinander-verlassen-Können für den Zusammenhalt der Deutschen im Elsass unbedingtes Gebot war⁴⁸. Heimpel förderte seit 1945 ehemalige Straßburger, indem er ihnen zu milden Einstufungen, Befreiungen aus der Haft und insbesondere Wiederberufungen verhalf⁴⁹. Dies geschah keineswegs wahllos; doch es war nicht, wie man vielleicht erwarten würde, die faktische Verstrickung bzw. Nichtverstrickung der betroffenen Kollegen in den NS-Apparat, die seine Bewertungen steuerte, sondern die Erinnerung an alte Allianzen im Tagesgeschäft der RUS. In Heimpels Urteil war entscheidend, ob es sich bei den Betroffenen um loyale Kollegen und Weggefährten gehandelt hatte oder eben nicht. Ob dies politisch unengagierte Leute waren wie der Buchhändler Hans-Ferdinand Schulz oder uniformtragende SS-Angehörige wie der Historiker Günther Franz, machte dabei keinen Unterschied⁵⁰.

Der akademische Komment kennt vielerlei Möglichkeiten, Meinungsverschiedenheiten und Konflikte in der alltäglichen Kommunikation zu bereinigen. Aber die Erinnerung an derartige Differenzen blieb im Raum stehen und wurde unter Umständen entscheidend dafür, ob man sich für ehemalige Kollegen verwendete oder nicht. Unkollegiales Verhalten, einander Schwierigkeiten zu bereiten oder auch offene Kritik, wie sie der Germanist Hermann Menhardt im Wintersemester 1942/43 vorgebracht hatte, vergaß Heimpel niemals. Den Pharmakologen Ferdinand Schlemmer ließ Heimpel 1947 auf eine tatsächlich entlastende Stellungnahme warten, weil dieser in Straßburg versucht hatte, eine Germanisten-Habilitation mit dem Verweis auf die

Der Begriff spielte in Straßburg bei der Verständigung über die Ziele der RUS eine prominente Rolle, gut ausgeführt bei MÖHLER, Reichsuniversität (wie Anm. 1), S. 680–686. Einmal bezeichnet er dabei eine ständespezifische Tugend (Studenten waren einander Kameraden, Professoren einander auch), ein andermal implizierte er Ansprüche an vertikale Solidarität zwischen Professoren, Privatdozenten und Studenten im Bewusstsein gemeinsamer Zugehörigkeit zum männlichen Teil der »Volksgemeinschaft«, und wieder ein andermal verlangte er das Aufgehen der Universitätsangehörigen in der »Volksgemeinschaft« (etwa im Sinne einer »Kameradschaft der Faust und der Stirn«). Belege für ersteres bei HEIBER, Universität (wie Anm. 2), S. 78; zweiteres ebd., S. 145, 176, 285, 301; letzteres ebd., S. 151, 164. An die Kameradschaft mussten Angehörige der Bildungsschicht besonders herangeführt werden, denn Schul- und Hochschulsystem der Vergangenheit sah man befangen in einer »liberalistischen« Haltung, die jungen Männern angeblich Individualismus, Verkopfung und die Unfähigkeit zur »Tat« ansozialisiert hatte. Ausgeführt am Beispiel der »Kameradschaftshäuser« bei Otto ROEGELE, Student im Dritten Reich, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte B 38/66* (1966), S. 3–20, S. 13 f.

48 Hermann Heimpel an Günther Franz, 12.8.1985, NLHH E1: 405: »Vor allem denke ich auch an zwei lange Wanderungen in den Vogesen, in denen wir in aller Offenheit (kameradschaftlich würde man damals gesagt haben) die politischen Fragen erörterten.«

49 Carola SACHSE, »Persilscheinkultur«. Zum Umgang mit der NS-Vergangenheit in der Kaiser-Wilhelm/Max-Planck-Gesellschaft, in: Bernd WEISBROD (Hg.), *Akademische Vergangenheitspolitik. Beiträge zur Wissenschaftskultur*, Göttingen 2002, S. 217–246; Hanne LESSAU, *Entnazifizierungsgeschichten. Die Auseinandersetzung mit der eigenen NS-Vergangenheit in der frühen Nachkriegszeit*, Göttingen 2020. Zum Funktionieren der Verfahren auch SCHAUZ, Identitäten (wie Anm. 32), S. 338–340. Die von Heimpel verfassten Persilscheine sind genannt – ohne Anspruch auf Vollständigkeit – bei REXROTH, Tage (wie Anm. 25), S. 23 f. sowie in NLHH F.

50 Zur aufsehenerregenden Intervention des Zwei-Meter-Manns Günther Franz auf dem Erfurter Historikertag von 1937, in der schwarzen Uniform der SS: REICHERT, Fackel (wie Anm. 44), S. 250, mit Literatur S. 395. Dort hatte auch Heimpel einen großen Auftritt; ebd., S. 251, mit Literatur S. 396.

sozialdemokratische Vergangenheit des Habilitanden zu torpedieren⁵¹. Umgekehrt hielt Heimpel loyale Kollegen wie den SS-Mann Günther Franz (1902–1992), der Mitarbeiter beim SS-Ahnenerbe, Angehöriger von Alfred Rosenbergs persönlichem Stab und obendrein ein erklärter Antisemit war, für unbedingt unterstützungswürdig, weil Franz sich im Straßburger Betrieb an die informellen akademischen Regeln gehalten, im gerade erwähnten Konflikt zum Beispiel zu dem vormals sozialdemokratischen Habilitanden gehalten hatte⁵².

Dieser Befund scheint verallgemeinerbar zu sein: Man konnte im Kollegium der RUS als glühender Nationalsozialist, als halbgarer ewiger Wandervogel oder als politikferner Fachmensch auftreten. Was aber für die Memoria nach 1945 von größter Bedeutung war, war die Einhaltung der ungeschriebenen akademischen Verhaltensanforderungen⁵³: keine offene Kritik an der Wissenschaftlichkeit des Kollegen, und – das war besonders wichtig – keine Angriffe auf die Schülerinnen und Schüler von Kollegen! Die vasallitische Bindung von akademischem Lehrer und gefördertem Nachwuchs war sakrosankt. Angriffe auf Assistenten oder Doktorandinnen und Doktoranden von Heimpel verstand Heimpel als Angriffe auf sich selbst⁵⁴.

Freilich wäre es im Hinblick auf Persilscheine, Spruchkammer- und Stellenbesetzungsfragen sinnlos gewesen, die NS-Vergangenheit von Kollegen rundheraus zu bestreiten. Als Heimpel glaubte, dass er dem ehemaligen Kollegen Franz zu einer Gießener Professur verhelfen könnte, wandte er sich 1956 an das Hessische Kultusministerium:

Gewisse feststehende Tatsachen sind bekannt. Franz ist »Heimatvertriebener« aus Straßburg. Vielleicht wäre er »Amtsverdrängter«, wenn er nicht eben in Straßburg gewesen wäre. Franz war vor und nach 1933 Nationalsozialist, er war seit einem mir nicht näher bekannten Zeitpunkt Mitglied der SS und auch des SD.

- 51 Korrespondenz von 1947 um Heimpels Entlastungszeugnis für den ehemals Straßburger Pharmakologen Ferdinand Schlemmer, 1947, NLHH E1: 1348A. Der Bruch des akademischen Komments reichte für Heimpel aus, um bei Schlemmers Opfer, dem Germanisten Klaus Ziegler, Informationen einzuholen und dann ein anderes Maß anzulegen als bei Franz oder Huber. Ziegler antwortete, er habe bei Schlemmer »den Eindruck eines unbedingten Fanatiklers [gehabt], der im Sinn seines Fanatismus zu allen erdenklichen und auch unerdenklichen Konsequenzen bereit war.« Brief von Klaus Ziegler (undatiert, aber zwischen 9.9.1947 und 4.11.1947), NLHH E1: 1348.
- 52 Von einer Intervention Franzens zu Gunsten Heimpels, der angeblich den Gauleiter beleidigt hatte, ist die Rede in einem Brief von Günther Franz an Heimpel 12.8.1985, NLHH E1: 405.
- 53 In diesem Sinn auch Ernst Rudolf Huber, als er in einem Brief an Heimpel von 30.4.1948 auf den erwünschten Inhalt des erbetenen Entlastungsgutachtens einging: Die Zeugnisse zu seinen Gunsten sollten »meine Haltung und Wirksamkeit im akademischen Sektor, Haltung insbesondere zu Kollegen und Studenten, Unabhängigkeit gegenüber Dozentenbund usw.« hervorheben; NLHH E1: 654.
- 54 ROEGELE, Student (wie Anm. 47), S. 18; dazu der Brief Otto Roegeles an Heimpel 8.10.1966; NLHH E1: 1261. Seinen Lieblingsschüler Hermann Mau bezeichnet er in einem Brief von 28.7.1942 als »Blut von meinem Blut«: Bundesarchiv Koblenz, Nachlass Rudolf Stadelmann, BA N 1183.12.

Diese Tatsachen schicke ich nicht voraus, um mich negativ zu stellen, sondern um der Klarheit willen und um sie aus dem, was nun zu sagen ist, auszuklammern. Denn dieses ist durchaus positiv.

Was gegen Franz immer sprach, ist eine gewisse breitfingerige Tapsigkeit, und ein recht primitives politisches Urteil. Ich könnte es von daher verstehen, wenn man ihn für eine Professur für allgemeine Geschichte nicht mehr in Betracht ziehen würde. Aber es handelt sich zum Glück ja um Agrargeschichte.«

Es folgt eine Würdigung von Franzens wissenschaftlichen Verdiensten, ein Bild, nach dem Franz auf dem Lehrstuhl der richtige Mann am richtigen Ort wäre⁵⁵. Heimpels Fürsprache genügte nicht, doch wurde Franz schon im Folgejahr zum Professor für Agrargeschichte an der Landwirtschaftlichen Hochschule in Hohenheim berufen, deren Rektor er zwischen 1963 und 1965 war.

Umgekehrt brachte Heimpel Ernst Anrichs Chancen auf den Wiedereintritt in den Hochschuldienst in Tübingen 1951 mit einem vernichtenden Gutachten zu Fall: Anrich sei gläubiger Nationalsozialist gewesen, und wenn er Schwierigkeiten mit der Partei hatte, dann deswegen, weil er noch nationalsozialistischer war als dies die NSDAP verlangte, »denn Anrich ging es um die Reinheit der Idee«. Der Unterschied zu Franz ist deutlich: Anrich sei ein »verstiegener Romantiker« gewesen, ein altgewordenes Kind der Jugendbewegung, das mental »sozusagen immer in der Windjacke am Lagerfeuer« gesessen habe. Und: Er sei ein schlechter Hochschullehrer und ein schlechter Kollege gewesen, ja er habe es sogar fertiggebracht, dem Dekan der Philosophischen Fakultät 1943/44 mit der Einschaltung des NS-Dozentenbundes zu drohen⁵⁶.

Die zweite Kategorie von Kommunikationen, auf die einzugehen ist, ist die mit Franzosen bzw. französischen Kollegen. Man wird hier etwa auf Heimpels Erinnerungen an seinen Besuch auf dem Pariser Internationalen Historikertag 1950 eingehen müssen, die reichlich herablassend ausfielen, geschrieben im Ton eines Mannes, der sich der Überlegenheit seiner eigenen wissenschaftlichen Produktion sehr sicher ist und der sich herausnimmt, auch die Delegierten »aus dem weltfern gerückten Straßburg« wie nicht satisfaktionsfähige Vertreter einer inferioren Schule zu behandeln, nämlich der Schule Marc Blochs⁵⁷.

Wie er selber aus der Sicht der französischen Fachwissenschaft beurteilt werden konnte, ging ihm erst ein Jahr später auf, als ihn eine Schülerin auf eine Sammelrezension in den »Annales de Bourgogne« aus der Feder des Dijoner Historikers

55 Brief Heimpels an die Ministerialrätin von Biela im Hessischen Kultusministerium, Wiesbaden, 17.2.1956, NLHH E1: 405.

56 Gutachten für die Tübinger Philosophische Fakultät in Form eines Briefes an Hans Rothfels, NLHH F1.

57 Hermann HEIMPEL, Internationaler Historikertag in Paris, in: Geschichte und Wissenschaft im Unterricht 1 (1950), S. 556–559, wiederabgedruckt in DERS., Aspekte. Alte und neue Texte, Göttingen 1995, S. 272–276, das Zitat mit der Straßburger Weltferne S. 272. Es folgen S. 277–279 zuvor unpublizierte Erinnerungen an dieses Ereignis. Dort erwähnt: »[...] mein Straßburger ›Nachfolger‹, der kleine zappelige [Robert] Boutruche [...], mir war [...] dieser Straßburger Professor, Schüler Marc Blochs, fremder, ferner, als es ein Ostasiater hätte sein können.« Ebd., S. 278.

Henri Drouot aufmerksam machte⁵⁸. Heimpels Arbeiten zu Burgund wurden dort nicht etwa gesondert besprochen, sondern nur knapp erwähnt im Kontext der deutschen Burgund-Forschung überhaupt – gar nicht sonderlich ungnädig, aber eben im Zusammenhang der »production du temps de l'explosion idéologique hitlérienne«, so Drouot summarisch. Heimpel schrieb Drouot einen geharnischten Brief. Dessen Antwort fiel höflich-kühl aus und mag Heimpel erinnert haben an das Bibelwort »Wer Pech angreift, besudelt sich« (Sir. 13,1): Er bedauere, dass Heimpel seine Urteile als zu streng empfunden habe, aber zu bedenken sei doch folgendes: Die deutschen »Kultur-institute« der Jahre 1940 bis 1944 seien »zumindest teilweise« Zentren nazistischer Propaganda gewesen, die neben manchem Ernsthaften viel »Pseudogeschichte« produziert hätten. »Die seriösen Arbeiten hätten diese Nachbarschaft, die sie natürlich diskreditiert hat, nicht akzeptieren dürfen«. Er sei sicher, dass Heimpel das auch so erkenne, da er ja »zu völliger Aufrichtigkeit bereit« sei⁵⁹.

Damit kommen wir zu der dritten Kategorie von Kommunikationen, der für die Straßburg-Memoria entscheidenden, denn diese veranlasste Heimpel, sich in seinem letzten Lebensjahrzehnt mit der eigenen Vergangenheit und der eigenen Verantwortlichkeit auseinanderzusetzen. Es war diejenige mit seinen ehemaligen Straßburger Schülerinnen und Schülern, von denen einige dadurch weiterhin zu Heimpel in Kontakt standen, als sie weiterhin als Bearbeiterinnen und Bearbeiter an großen Editions- und Erschließungsprojekten teilhatten: Sein Straßburger Assistent Hermann Mau (1913–1952), der nach dem Krieg Direktor des Münchener Instituts für Zeitgeschichte wurde, starb früh und überraschend⁶⁰.

Wichtiger für die Sicht auf »Straßburg« und das gegenwärtige Frankreich wurde sein Austausch mit einigen Schülerinnen, so etwa mit Henny Grüneisen (1917–1973), einer Verwandten von Ernst Rudolf Hubers Frau Tula, die erst nach ihrer Promotion (1943) zu ihm gekommen war, dann aber dauerhaft bis zu ihrem Tod in seinem

58 Brief Henny Grüneisens an Heimpel, 13.7.1951, NLHH E1: 504.

59 Henri DROUOT, Les Ducs Valois et leur temps, in: *Annales de Bourgogne* 20 (1948), S. 273–279, S. 277. Brief von Henri Drouot an Heimpel, 20.2.1952, NLHH E1: 312: »Monsieur le Professeur, Je regrette beaucoup que les courts aperçus ou mentions consacrés par les Annales de Bourgogne à vos travaux aient pu vous sembler exagérément sévères, injustes et partiels. Mais je ne suis pas sûr, quoi que vous pensiez, que les instituts de culture organisés de 1940 à 1944 n'aient pas été au moins en partie des centres de propagande intellectuelle au service d'une cause trop connue, et n'aient pas produit, à côté de certains travaux sérieux une notable proportion de »pseudo-histoire«. Les travaux sérieux n'auraient pas dû accepter ce voisinage, qui naturellement les a discrédités. Vous sentant disposé à une entière sincérité, je suis persuadé que vous le reconnaissez ou le reconnaitrez. Cela dit, je reconnais moi-même que notre revue bourguignonne aurait pu fournir sur les articles dont vous parlez des renseignements plus longs, plus complets, plus précis et du même coup plus exacts. Elle aurait pu aussi employer un langage plus serein, malgré les raisons sentimentales que vous savez. Puissent vos nouvelles recherches être aussi fructueuses que vous le désirez et préparer des ouvrages intéressants. Veuillez, Monsieur le Professeur, agréer l'expression de toute ma considération. H. Drouot«. Für wertvolle Hinweise in dieser Sache danke ich Peter Schöttler (Berlin).

60 Hermann HEIMPEL, Art. »Mau, Hermann«, in: *Neue Deutsche Biographie* 16 (1990), online PND: 116842520, S. 422 f.; Hans BUCHHEIM, Hermann Mau zum Gedächtnis, in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 10 (1962), S. 427 f. Zu ihm und zur Beziehung dieser beiden Männer wäre viel zu sagen und noch viel mehr zu erforschen: Heimpel, der Lehrer, plante im Alter, eine Biographie seines Schülers Mau zu schreiben. Hier sei er nur genannt, um anzudeuten, wie eng jenes schon genannte vasallitische Schüler-Lehrer-Verhältnis sein konnte.

Umkreis arbeitete⁶¹. Wichtig waren ferner Frauen (in der Sprache der Zeit: »Mädchen«), die Heimpel noch in Leipzig 1941 für »Straßburg« angeworben hatte und die zunächst als Hilfskräfte unter Hermann Maus Anleitung mit dem Auf- und Ausbau der Seminarbibliotheken befasst waren, später dann aber auch ihre Qualifikationschriften von Heimpel betreuen ließen: Anna-Dorothea (Annedore) Pahner (später: Oertel, 1921–nach 1988)⁶², Ingeborg Most geb. Kolbe (1913?–1973)⁶³ und Hildburg Gramm (später: Brauer-Gramm, 1921–2017)⁶⁴.

In Straßburg prägten diese Schülerinnen das Klima an den Instituten nicht unerheblich. Zunächst erschien die dortige Hörerschaft den deutschen Professoren etwas männlicher als diejenige in Leipzig oder anderswo, und zwar wegen der Präsenz der elsässischen Studenten, die noch von der Wehrpflicht ausgenommen waren⁶⁵. Aber diese Elsässer hielten mehr Distanz zu den deutschen Professoren⁶⁶, und wo die Forschungsaktivitäten stark editorisch und von Materialerschließung geprägt waren wie bei Heimpel, rückten die Studentinnen in diesen Projekten leichter in bezahlte Forscherinnenpositionen ein. An Habilitation und Professur dachten diese Frauen wahrscheinlich nur in ihren kühnsten Träumen; aber ihre Bemühungen um die *Reichstagsakten*, die *Monumenta Germaniae Historica* oder die *Germania Sacra* bescherten ihnen durchaus wissenschaftliche Anerkennung⁶⁷.

Im Fall Grüneisens waren es Archivreisen im Auftrag der Historischen Kommission, die sie auch nach Frankreich führten, und anhand ihrer brieflichen Lageberichte an Heimpel konnte dieser nachvollziehen, wie sich seine Mitarbeiterin für Frankreich erwärmte. 1951 meldete sie sich begeistert aus Paris, wo sie längere Zeit Station machte:

61 Martina HARTMANN, Die Stunde der Frauen? Die wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen der MGH nach dem Ersten und im Zweiten Weltkrieg, in: Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters 76 (2020), S. 653–698 und anschl. Fotoseiten, S. 693 f.

62 Sigrun PUTJENTER, Nesthäkchen nach dem Weltkrieg. Die Kinder- und Jugendbuchabteilung wird 70!, 1.7.2021, <https://blog.sbb.berlin/nesthaekchen-nach-dem-weltkrieg/>, 15.8.2023.

63 Hermann HEIMPEL, Nekrolog Ingeborg Most, geb. Kolbe, in: Historische Zeitschrift 218 (1974), S. 520 f.

64 Hildburg BRAUER-GRAMM, Der Landvogt Peter von Hagenbach, Göttingen 1957.

65 Brief von Hermann Mau an einen unbekannten Adressaten, 19.4.1942, NLHH E3: 5, 11.

66 Hermann Heimpel an Herbert Grundmann, 4.1.1942, paraphrasiert bzw. zitiert bei NAGEL, Schatten (wie Anm. 42), S. 73 f.: »Der Seminarbesuch sei gut, »vorwiegend männlich und somit elsässisch«, doch blieben diese Studenten auf Distanz zu den reichsdeutschen Professoren, so dass es schwer, wenn auch nicht hoffnungslos sei, zu ihnen Kontakt aufzunehmen, »es kommt einfach darauf an wie der Krieg ausgeht.«

67 Grüneisen etwa wurde von der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 1970 als Außerordentliches Mitglied aufgenommen, ihre und die Publikationen ihrer Kolleginnen standen in hohem Ansehen. Heimpel schlug 1949 einer Kölner Gelehrtenversammlung vor, dass Grüneisen einen Festvortrag übernehmen könnte – die Generalversammlung des Gremiums war davon nicht angetan und protestierte »gegen ein Mädchen als Festrednerin!«! Henny Grüneisen an Hermann Heimpel 14.12.1949, NLHH E1: 504. Zu Heimpels Förderung von Margarete Kühn, die er seit seinen Freiburger Zeiten kannte und deren Mitarbeit an den MGH er protegierte, HARTMANN, Stunde (wie Anm. 61), S. 673–683. Zurecht hat Hartmann ebd., S. 695, eingefordert, Heimpels Engagement für Forscherinnen zu würdigen. Wie herablassend, ja feindselig Äußerungen über Mitarbeiterinnen auch nach dem Krieg sein konnten, ist ebd. mit Zitaten von Walther Holtzmann belegt.

Es ist gar nicht alles so fremd und anders wie ich dachte! Man empfindet plötzlich Europa. Da ist Wien, da ist Straßburg und da ist noch viel mehr, was man nicht kennt, und alles zusammen so großzügig, großartig und doch locker. Wie im Traum mache ich meine Wege, weil alles zum Staunen ist, angefangen bei der Seine, Palais Royal, Jardin des Tuileries ...«

Dann geht es um ihren »Antrittsbesuch bei M^r [Michel?] François, vor dem ich solche Angst hatte.« ... »Gestern Abend war ich mit Fr^l. Warnke in einer Studentenkneipe im Quartier latin⁶⁸.

Heimpel erfuhr in diesen Briefen auch, dass die Schülerinnen seine wissenschaftlichen Prämissen durchaus in Frage stellten, etwa die Annahmen, auf denen seine Burgundforschungen beruhten. »Wichtigste Erkenntnis« sei für sie »hier«, so Grüneisen im Juli 1951, dass man die Bedeutung der »Auseinandersetzung zwischen Burgund und dem Reich« erst dann im richtigen Maßstab sehe, wenn man sie in Beziehung zum Verhältnis Burgunds zu Frankreich setze. Der Neusser »Reichskrieg« der 1470er-Jahre (sie setzt den Begriff hier in Anführungszeichen) werde »hier zu einer Episode, noch dazu zu einer für das Reich kläglichen«. Wichtig sei für die Zukunft, »daß wir die RTA [Reichstagsakten, F.R.] auch vom Ausland her sehen, damit wir diese Möglichkeit des Abwägens haben«⁶⁹.

Ansichtskarten und Briefe, touristische Blicke auf Straßburg, das Elsass und Frankreich, hielten fortan den Prozess des deutsch-französischen Austauschs präsent. Im Nachhinein erfuhr er nun davon, dass seine Studentinnen in den Kriegsjahren tiefe Freundschaften zu Straßburgern aufgebaut hatten, die lebenslang hielten, Freundschaften auch in elsässische Hilfsaktionen für Geflüchtete hinein wie die des Straßburger Pfarrers Paul Berron⁷⁰.

Am aufschlussreichsten war in dieser Hinsicht seine Korrespondenz mit Hildburg Brauer-Gramm, denn dieser Frau wurde die Straßburger Verwobenheit von »Zauber und Alb« mit dem Älterwerden zu einer existenziellen Frage, und so konfrontierte sie ihren Lehrer mit ihren Überlegungen hierzu: der Frage nach dem Zusammenhang zwischen der Sonnenseite der elsässischen Existenz und dem Terror, den Konzentrationslagern in der Nachbarschaft, der Folter und dem Verschwinden ganzer Familien⁷¹. Was sie heute anders sehe und erlebe als damals in Straßburg, so schreibt sie 1987 an Heimpel, sei

68 Henny Grüneisen an Hermann Heimpel 5.4.1951, NLHH E1: 504.

69 Ebd.

70 Briefliche Information von Friedemann Brauer, Vancouver, einem Sohn von Hildburg Brauer-Gramm, 10.12.2022. Zu Paul Berron: Marc LIENHARD, Patrick CABANEL, Art. »Berron, Paul Émile«, in: Patrick CABANEL, André ENCREVÉ (Hg.), *Dictionnaire biographique des protestants français de 1787 à nos jours*, tome 1: A–C, Paris 2015, S. 260 f.

71 Hildburg Brauer-Gramm an Hermann Heimpel, 1987 März–Mai, NLHH E1: 181. Der Brief ist bereits zitiert in REXROTH, *Tage* (wie Anm. 25), S. 30–32. Heimpel unterstrich den Satz mit den verdrängten Eindrücken, denen sich seine ehemalige Schülerin »zuletzt« stellte, dick mit seinem Bleistift.

[...] das Verwobensein mit dem »übrigen«, seinerzeit ganz und gar politischen Leben, und im Nachdenken stellte ich mich zuletzt [korr. aus: damals] endlich so vielen verdrängten Eindrücken wieder, daß ich gar nicht gewußt hätte, wie ich »nur so einfach hätte erzählen« können, »wie es damals war«.

Sogar der Aufbau der »deutschen« Straßburger Seminarbibliothek, auf den Heimpel stolz war, hatte eine verstörend braune Seite gehabt, wie er wohl erst durch Brauer-Gramm erfuhr:

Als ich im August 1941 nach Straßburg kam, ging mir das Herz auf, aber selbst damals schon hatte die Decke, die diesen vermeintlichen Traum abschirmte, Löcher, durch die eine seit 1933 nur zu bekannte grausame Wirklichkeit durchblickte. Damals nahm Hermann Mau einige der Leipziger Studentinnen, die in der Sternwartstraße 7 neu eingetroffene Bücher verzettelten und von einem Stoß auf den anderen legten, mit in die Nummer 18 [?]. Er öffnete eine völlig bewohnt scheinende Wohnung. Wir sollten die Bibliothek auf Bücher, fürs Institut geeignet, hin durchsehen, könnten uns auch für uns selbst etwas nehmen, »die« kämen doch nicht mehr zurück. Die Scham, die mich befiel, war grenzenlos, und ich glaube, Dorle [Anna-Dorothea Pahner, F.R.] ging es ähnlich. Schließlich legte ich ein Buch, von dem ich mir einredete, es »retten zu wollen«, wieder zurück. Sollte halt »alles eingestampft werden«; aber un bemerkt ließ ich ein Fotoalbum mitgehen und deponierte es später bei Berrons – für »später«. Aber diese Familie wurde nicht mehr ermittelt.⁷²

Aufklären lassen sich die Hintergründe wohl nie. Es mag sich um die Wohnung einer jüdischen Familie gehandelt haben, um Leute aus dem Widerstand oder Opfer der Aktion Heß, die bekanntlich 1941 ebenfalls zur Beschlagnahme willkommener Buchbestände führte und diese in den Besitz der Universität übergehen ließ.

Heimpels Schülerin blieb bei dieser Erinnerung nicht stehen und sprach auch an, was man damals von den nahen Konzentrationslagern Natzweiler-Struthof und Schirmeck-Vorbruck wusste.

»Schirmeck« gab es nicht. Wirklich nicht? Ich bin hingewandert, allein, einen ganzen Tag hinter Breusch-Urbach im Wald herumgeirrt, den Weg verloren, einen bewaldeten Abhang runtergeklettert und plötzlich und wie im Märchen – mitten im Wald an der Biegung der Straße gepflegte, in roten Sommerfarben blühende Beete mit Blumen entdeckt, nur ihre pedantisch-regelmäßige Anlage irritierte zunächst, dann ein Tor, eine Inschrift, dann weiter oben »Straßenarbeiter« in Schlafanzügen mit einer komischen Frisur. Ich senkte den Blick, aber da mich der Boden nicht verschluckte, verschwand ich hangaufwärts ebenso schnell, wie ich eben noch herabgestiegen war. Diese armen Men-

72 Ebd. Die Hausnummer ist nicht mit letzter Sicherheit zu lesen, aber am wahrscheinlichsten ist die »18«. Dies wäre das Haus, in welches das Institut für Vererbungswissenschaft einzog und das für das Institut für Anthropologie vorgesehen war; MÖHLER, Reichsuniversität (wie Anm. 1), S. 172, 483 und 503. Zu Paul Berron s. Anm. 70.

schen angestarrt u. dann weggeschaut zu haben, konnte ich mir gar nicht verzeihen. Es war bald, nachdem man die Bevölkerung von Urbeis »abgeführt« hatte – klingt auch wieder so harmlos, dies Abführen – und man mir von manch einem Schicksal, eigentlich nur vage Befürchtungen, Vermutungen erzählt, den ein [sic] oder anderen Namen erwähnt hatte⁷³.

Schon anhand der Berichte von Büchern, die Brauer-Gramm in der Nachkriegszeit las, konnte Heimpel ersehen, wie sich der Verstand einer Doktorandin von seinem eigenen emanzipiert hatte, wie die Jüngere an seiner statt die Frage nach dem Zusammenhang von »Zauber und Alb« stellte und ihn auf dieser Reise mitzunehmen versuchte. Es waren dies die Jahre, in denen sich bei Heimpel jene Gewissensqualen einstellten, die er schließlich nicht mehr kontrollieren konnte⁷⁴. Zahlreiche kurze Erinnerungsschriften brachte er in feiner Prosa zu Papier, doch Straßburg ließ er dabei fast vollständig aus⁷⁵.

IV.

Abschließend einige Beobachtungen und Überlegungen – beides ausgehend von dem »Fall« Heimpel, aber allgemeiner zur Straßburg-Memoria sowie zur Logik des Beschweigens in der Nachkriegszeit. Nach den Spruchkammerverfahren machte sich in den Reihen der Wissenschaftler jene Stille breit, die schon häufig festgestellt worden ist und von der auch oben die Rede war. Nur die Auseinandersetzungen um die Wiedereingliederung einiger »Unberührbarer« wie Ernst Rudolf Huber, Carl Schmitt oder Martin Heidegger brachten Fakultätskollegien gelegentlich in Aufruhr. Dass sich aber Männer wie Heimpel oder andere Straßburger tatsächlich nicht erinnern hätten, dies verhinderten schon die Kontakte unter den Ehemaligen, die Korrespondenzen mit den ehemaligen Schülerinnen und Schülern, aber auch die wenigen öffentlichen Angriffe auf die eigene Person, wie sie Heimpel etwa 1958 gleich zweimal aus dem Kreis alter und neuer Nazis erfuhr⁷⁶.

Sich an Straßburg zu erinnern, bedeutete, sich daran zu erinnern, wie man zwischen 1941 und 1944 konkurrierenden Normen gerecht zu werden hatte, wie man

73 Hildburg Brauer-Gramm an Hermann Heimpel, 1987 März–Mai, NLHH E1: 181.

74 So 1981 öffentlich bei der Feier seines 80. Geburtstags. Lothar PERLITT, Ansprache zur Trauerfeier für Hermann Heimpel in der Universitätskirche St. Nikolai am 3. Januar 1989, in: In memoriam Hermann Heimpel (wie Anm. 29), S. 47–60, v. a. S. 49.

75 Heimpel ging vor allem seine Korrespondenz daraufhin durch, wie Andere mit dem Wissen um Konzentrations- und Vernichtungslager umgegangen sind. Er scheint davon beeindruckt gewesen zu sein, wie früh Einzelne von den KZ sprachen. Siehe den Brief Peter Rassows an Siegfried A. Kähler, der sich in der »Straßburg«-Mappe findet, NLHH E3: 5, 11. Heimpel notiert darauf: »NB als Zeitdokument aufzuheben!« und notiert selbst das Datum noch einmal: »1945 Mai 31!«. Einer der dick unterstrichenen Absätze, am Rand mit »NB« hervorgehoben, betrifft Rassows Erwähnung der KZ. Irgendwann zwischen 1945 und 1949 traf Heimpel in Heidelberg mit Eugen Kogon zusammen und folgerte daraus, dass das »Hinschauen« in der Auseinandersetzung mit dem NS unbedingtes Gebot sei. Brief Carl Klüvens an Heimpel, »Weihnachtsoktav« 1949, S. 3, NLHH E1: 847.

76 Zur sog. Schlüter-Affäre REXROTH, Experimente (wie Anm. 33), S. 316. Zur neonazistischen Kritik der »Großen Deutschen« siehe oben, Anm. 34.

hindurchlavierte durch die unterschiedlichen Verhaltensanforderungen, die nicht leicht miteinander in Einklang zu bringen waren. Denn der Geist der unbedingten »Kameradschaft« im nationalsozialistischen Sinn, der von Männern wie Ernst Anrich eingefordert wurde, hatte zwei starke Konkurrenten gehabt.

Die erste derartige Konkurrentin war die Elitenfreundschaft innerhalb der »Kameradschaft der Künstler«, die eine informelle Hierarchie entlang dem Besitz von kulturellen Kapitalien etablierte. Die Existenz einer solchen inneruniversitären Gruppe war eigentlich nichts Besonderes. Clubs und Kränzchen, überhaupt informelle Verbindungen der Mächtigen und Einflussreichen, hatte es an den traditionellen Universitäten schon lange gegeben, ja zu einem gewissen Grad kann man das elitäre Straßburger Milieu wohl aus bereits bestehenden, ins Elsass importierten Verbindungen heraus erklären. Allerdings fiel die Existenz dieser informellen Zirkel in Straßburg stärker ins Gewicht als an früheren Orten. Das lag einmal daran, dass der Elitarismus der Künstler-Kameradschaft den geistigen Vätern der nationalsozialistischen RUS ein Gräuel gewesen sein muss, eine Unterwanderung dessen, was man mit dieser Hochschule erreichen wollte. Die Propagandisten jener »neuen« Art von Hochschule jenseits aller professoralen Konventionen versprachen sich einen großen Nutzen von der Tatsache, dass das soziale Gefüge der RUS nicht historisch gewachsen war und damit bessere Formbarkeit im Sinn der NS-Ideologie versprach, als das an einer traditionsreichen Hochschule samt ihrem eingeschliffenen Brauchtum der Fall gewesen wäre. Die Straßburger »Kameradschaft« verhielt sich demgegenüber ausgesprochen eigensinnig⁷⁷. Man mochte in diesem Zirkel als gläubiger Nationalsozialist auftreten oder nicht, man mochte Professor sein, geistreicher Assistenten-Schützling eines Ordinarius wie Hermann Mau, oder aber, wie Hellmut Becker, ein unpromovierter, wenngleich ungeheuer selbstbewusster Mann, der noch nicht so recht wusste, wohin es in seinem Leben gehen sollte⁷⁸. Als Eingangstickets fungierten musische Interessen, ein hoher Bildungsgrad, sichere Umgangsformen, Unterhaltsamkeit, ein loses Mundwerk, gutes Aussehen und Trinkfestigkeit – eben jene kulturellen Kapitalien, mit denen man sich in einem verschworenen, nach Innen betont unhierarchi-

77 Carl-Friedrich von Weizsäcker in einem Interview 1996: »[...] als ich dann faktisch in Straßburg war, da gab es zum Beispiel diese Stelle, wo man schön zu Mittag essen und Wein trinken konnte, das Haus der Künstler und Kunstfreunde [...]. Und wenn wir da hingingen, die Leute, mit denen man da zusammensaß, das waren alles miteinander keine besonderen (!) Nazis. Vielleicht war der eine oder andere Parteimitglied, aber man sprach miteinander ganz offen.« Horst KANT, Jürgen RENN, Eine utopische Episode. Carl Friedrich von Weizsäcker in den Netzwerken der Max-Planck-Gesellschaft, in: Klaus HENTSCHEL, Dieter HOFFMANN (Hg.), Carl Friedrich von Weizsäcker. Physik – Philosophie – Friedensforschung, Halle a.d. Saale 2014 (Acta Historica Leopoldina, 63), S. 213–242, S. 220 Anm. 42.

78 Hellmut Becker, etwa 1990: »Ich habe Professoren als Kind im wesentlichen als Bittsteller kennengelernt, die zu meinem Vater [dem preußischen Kultusminister Carl Heinrich Becker, F.R.] wegen möglicher Berufungen kamen, und habe als Kind eine tiefe Abneigung gegen Professoren gefaßt, als solche, als Berufsgattung. [...] Wenn Sie mich bei Beginn meines Studiums gefragt hätten: »Was willst du mit Sicherheit nicht werden?«, hätte ich wie aus der Pistole geschossen gesagt: »Universitätsprofessor.« BECKER, HAGER, Aufklärung (wie Anm. 21), S. 153. Zu den ersten Phasen von Beckers Karriere Britta BEHM, »Wie konnte er zu Adorno/Horkheimer überlaufen?« – Einige biographische Ergänzungen zu Hellmut Beckers wissenschaftlicher Sozialisation und Karriere von 1931 bis zur Nachkriegszeit und Überlegungen zur Zäsur von 1945, in: Sozialwissenschaftliche Literatur Rundschau 84 (2022), S. 78–104.

schen, aber generationentief im Bildungsbürgertum geerdeten Kreis interessant machen konnte. Der Journalist Erich Kuby, der 1944 Straßburg besucht hatte, hatte diesem Zirkel einen scharfsinnigen Absatz seiner Aufzeichnungen gewidmet. Besser hätte es keiner sagen können:

Hier in Straßburg sind eine Menge ansehnlicher Leute versammelt, die vom Dritten Reich und vom Krieg so viel wie möglich verpassen wollten. Was mich an diesem Kreis stört, ist sein elitäres Gehabe, und was ich am wenigsten vertrage, ist Ironie gegenüber den Nazis, die sich gefahrlos äußert. Diese Kultur- und Wissenschafts-Plutokraten tragen ein unsichtbares Schild um den Hals: Wir sind die anderen Deutschen⁷⁹.

Neben diesem elitären Künstlerkreis war der überlieferte, aus dem Reichsgebiet mitimportierte traditionelle akademische Komment der zweite starke Konkurrent des nationalsozialistischen Kameradschaftsgebots. Wie schon an ihren früheren Wirkungsorten konkurrierten die Professoren um Ansehen und akademischen Erfolg und kompensierten zugleich diese agonale Dimension ihrer Existenz mit Hilfe von Verhaltensregeln darüber, was sich für einen Kollegen in der Fakultät, am Institut und in der Seminarversammlung »gehörte« und was nicht. Kritik an den Arbeiten des Kollegen, die zu grundsätzlich ausfiel, galt als ehrenrührig, und die Zugehörigkeit von Schülerinnen und Schülern sowie Assistenten zum Dunstkreis der Professoren war unbedingt zu respektieren. Während der Kriegszeit scheint das letztere Normensystem viel dazu beigetragen zu haben, dass sich Männer wie Heimpel der NS-Ideologie nicht vollständig auslieferten. Diese akademischen Konventionen des Umgangs von Professoren miteinander beinhalteten auch eine vertikale Ebene, die die Professoren an ihre Schülerinnen und Schüler band. Zu ihnen bestand ein besonderes, beidseitig bindendes Treueverhältnis, das sogar manches sagbar machte, was man ansonsten allenfalls mit ganz engen Freunden thematisiert hätte.

Die NS-Planungen für Straßburg, der elitäre Freundschaftszirkel und der akademische Komment – diese drei Regelwerke also stellten dem Erinnern nach 1945 ganz unterschiedliche Hindernisse in den Weg. Der sporadische Austausch unter den ehemaligen Professoren stand unter dem Gebot fortwährender »Kameradschaft«, hier dominierte das Mantra des »Schönen« der elsässischen Existenz »damals«, ein *Komuniqué* des Beschweigens dessen, was eigentlich klärungsbedürftig gewesen wäre.

Mit der Generation der Jüngeren, der Nicht-Professoren, die sich leichter in die demokratische Nachkriegsgesellschaft fand und sich intellektuell aus der Schülerrolle herausbewegte, konnte dagegen freier kommuniziert werden, sofern diese die Initiative ergriffen. Als Heimpel 1985 von einer unbekannten Münchener Doktorandin angeschrieben wurde, die eine Dissertation über die RUS schreiben wollte, nahm er sich auffallend viel Zeit für die Vorbereitung eines Treffens, machte sich Notizen und legte lange Namenslisten an, auf denen seine früheren Schülerinnen und Schüler gehörigen Raum einnahmen⁸⁰.

79 ERICH KUBY, *Mein Krieg. Aufzeichnungen aus 2129 Tagen*, München 1975, S. 413 f.

80 Brief von Brigitte Goldenberg an Hermann Heimpel 23.1.1985 und Materialien, die Heimpel daraufhin zusammenstellt, NLHH E3: 5, 11. Die Arbeit soll betreut werden von einem Münche-

Eine besondere Form des beredten Beschweigens wird an Hermann Heimpel ebenfalls sichtbar, nämlich in der stereotypen Art, wie über die »Künstler«-Corona gesprochen wurde. Denn hier ging es ja nicht darum, irgendetwas Kompromittierendes zu verbergen. Hier waren Heimpel und die Anderen vielmehr wortkarg, gerade weil diese Kreise weiterexistierten und ihrer ganzen Substanz nach auf Dezenz und Diskretion angelegt waren, darauf, dass ihre Existenz nicht in aller Öffentlichkeit zelebriert wurde. Wer genauer hinschaute, ahnte zweifellos, dass da ein enges Band bestehen musste zwischen Hellmut Becker, Hermann Heimpel sowie den Familien von Weizsäcker und Picht, und dass dieses Band elastisch war, dass es sich zu Zeiten weitete, um Personen wie Marion Gräfin Dönhoff, Margret Boveri, James Bryant Conant oder Hartmut von Hentig aufzunehmen. Aktualisiert wurden die Bindungen durch Patenschaften und *réunions*, bei Familienfeiern, durch unzählige Treffen in zahllosen Gesellschaften, Gastaufenthalten der Kinder und Enkelkinder in den Familien der Anderen, Begegnungen anlässlich von Kuratoriums- und Beiratssitzungen, bei den Ansbacher Bachwochen und anderswo. Fleisch geworden ist die Verbindung in der Politik der Max-Planck-Gesellschaft⁸¹, in der Organisation von Heimschulen, Landerziehungs- und Studentenwohnheimen⁸², in der wechselseitigen Förderung, in der Berufungspolitik der Universitäten und sicher zu vielen weiteren Anlässen. Das Erbe der RUS kam nicht nur an Hochschulen der Bundesrepublik zur Geltung, sondern in der Elitenkultur des jungen Staates und seiner Organisationen.

ner Historiker »H. Schmidt« – Heimpel notiert: »28.11.85 an [Eberhard?, F.R.] Weis: Bitte um Psychogramm des Prof. H. Schmidt.«

81 KANT, RENN, Episode (wie Anm. 77). Ebd., S. 232, zur Berufung Beckers an »sein« Berliner Institut, S. 234 zu dem Plan ab 1965, auch ein Max-Planck-Institut für Musik zu gründen, der getragen wird u. a. von Werner Heisenberg, Carl-Friedrich von Weizsäcker, Georg Picht und Edith Picht-Axenfeld. Dass »ausgehend von persönlichen Netzwerken die Gründung von neuen Instituten aus bestehenden« bewerkstelligt wird, nennen die Autoren »das Fertilitätsprinzip der MPG«; ebd., S. 236.

82 Jan RENKEN, Hermann Heimpel und das »Historische Colloquium«. Selbstentnazifizierung und demokratischer Aufbruch einer »historisch-politischen Arbeitsgemeinschaft« (1947–1965), in: TERHOEVEN, SCHUMANN, Selbstbehauptung (wie Anm. 8), S. 142–234. Eine Ausstellung im Münchener Amerikahaus zum Thema »Studentenwohnheime« will Heimpel trotz einer Terminkollision beim Bundespräsidenten nicht versäumen, »da ich so etwas wie ein »Schirmherr« der Sache bin«; Brief Heimpels an Theodor Heuß 15.4.1954, NLHH E1: 600.

